Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 23 Bremen-Berlin, den 3. Juni. 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Gedanken zu Christi Himmelfahrt. Von Wohlleben. — Vom Glauben. Von Karl Röttger. — De Profundis. Von W. — Die ärztliche Mission. I. Von Dr. G. Fobbe. — Carl Spitteler. I. Von Wilh. Schubring. — Vom Büchertisch.

Gedanken zu Christi Himmelfahrt.

„Ich bin bei euch alle Tage
bis an der Welt Ende."

Die biblische Erzählung von Christi Himmelfahrt haben gottbegnadete Maler im Bilde verherrlicht derart, daß auf Grund dieser Darstellungen sich viele Christenmenschen harmlosen Gemüts eine Vorstellung von Christi Himmelfahrt bilden, die in allen Zügen an jene Bilder sich anlehnt. Was der Künstler idealistisch auf der Leinwand bildete, ist Realismus des Glaubens geworden, dem Dogma der Kirche, dem „Vom Himmel hoch da komm ich her" entspricht das „Christ fuhr gen Himmel" und soll im Sinne des Dogmas real verstanden werden. Der Präexistenz entspricht die Postexistenz „von Ewigkeit zu Ewigkeit". Allein diese Lehre befriedigt den modernen Menschen nicht, er will nicht Lehre, sondern Leben, und wo finde ich beim Nachdenken über Christi Himmelfahrt das quellende Leben, von dem ich trinken darf und Lebenskraft empfange?

Was ist's mit Christi Himmelfahrt? — Ist's eine Selbsttäuschung der Jünger gewesen, eine Vision ihrer erregten Phantasie? Ist's eine Erzählung ohne Inhalt? — Wenn das zutrifft, wenn sich das Fest „Christi Himmelfahrt" gründet auf einen leeren Begriff, wenn es einem inhaltlosen Scheinglauben nur einen Namen gibt, wozu feiern wir dann noch Christi Himmelfahrt als ein Fest der evangelischen Kirche? — Warum suchen wir dann vergeblich das Leben im Himmel anstatt auf der Erde, wo alles sprießt, blüht, lebt? —

Und dennoch, lieber Freund, möchte ich mit dir ein wenig verweilen bei der biblischen Erzählung, ob wir finden, was auch uns „Modernen" daran noch faßlich und zur Vertiefung unseres religiösen Lebens dienlich erscheint. Mich dünkt, ein solches Verweilen dürfte uns beiden nicht nutzlos verstreichen.

Was haben denn eigentlich die Jünger damals erlebt und geschaut? Schweres genug, was einem Menschenherzen an Kummer und Leid zum Tragen auferlegt werden kann. Diese schwere Zeit für die Jünger setzte furchtbar ein mit dem Drama auf Golgatha am Ende der Passahwoche, wo ihr geliebter Meister das Opfer wurde. Das Ende des Meisters am Fluchholze des Kreuzes zerschmetterte alle ihre stolzen Hoffnungen und Gedanken, daß er der Erlöser Israels und König auf Davids Stuhl werden würde, sie aber im Reiche seine Auserwählten. Mit dem Leibe des Meisters begruben sie ein für allemal ihre weltlich-irdische Hoffnung.

Da bricht der Ostermorgen an und eine der Frauen, die Jesum für empfangene Wohltat dankbar verehrte, kommt und wirft erregt mitten in den Kreis der trauernden Jünger die Kunde: „Das Grab ist leer, der Herr ist auferstanden! Er ist mir erschienen!" Und nun wiederholen sich in einem Zeitraum von 40 Tagen neunmal die Erscheinungen Jesu in greifbarer Wirklichkeit, so daß sich die Jünger in den Glauben an die Auferstehung als einer wirklich feststehenden Tatsache immer fester hineinleben und darin gegenseitig bestärken, indem sie sich immer und immer wieder den Siegessang zurufen: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!" Wo zwei oder drei von ihnen versammelt waren, da trat er mitten unter sie. Auch am Tage der sogenannten Himmelfahrt sind die Jünger, einer Weisung des Auferstandenen folgend, versammelt (wir wissen nicht, ob in Galiläa oder auf dem Ölberge bei Jerusalem, wiewohl das letztere die Pfingstgeschichte erklärlicher macht). Heute aber wartet nicht ein kleiner Kreis von elf Getreuen, sondern eine Schaar von 500 Brüdern auf einmal auf die Erscheinung des Herrn. Noch einmal tritt Jesus vor diese Versammlung, bald aber schwindet das Bild, gleichsam dem Himmel zu wird es den Augen der Jünger entrückt und verschwindet scheinbar hinter den Wolken des Himmels.

Es erscheint mir müßig, allerlei gelehrte Hypothesen über diese Erscheinungen Jesu aufzustellen, weil unfruchtbar. Die Tatsache steht aber fest, daß auch heute noch besonders religiös erregte Naturen Erscheinungen ähnlicher Art haben. Die Marien-, ja selbst Jesuserscheinungen katholischer Gläubiger sind daher nicht ohne weiteres als Betrug hinzustellen und, die diese Erscheinungen haben, als Betrüger, sondern es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Personen zwar nicht objektiv aber subjektiv die Wahrheit sagen, wenn sie von ihnen gewordenen Erscheinungen anderen berichten.

Aber eins ist ebenso gewiß: Weder für mich noch für viele andere Menschen, weder für meinen religiösen Lebensinhalt noch für die Lebensbetätigung haben jene Erscheinungen Jesu irgend einen Wert, da ihnen unmöglich eine Bedeutung für Jesu bleibende Wirksamkeit innewohnen kann. Es ist für das Evangelium Jesu unwesentlich, daß Jesus so gen Himmel gefahren ist, wie in der Erzählung der Jünger uns überliefert ist. Ja, der Weg der Kirche, auf diese Überlieferung ein Dogma gegründet zu haben, hat gerade die Gefahr, welche die Jünger für die Entwicklung ihres Glaubenslebens glücklich vermieden haben, für viele wieder heraufbeschworen:

nämlich über dem Wunderbaren und Unfaßbaren das Klare und Begreifliche an Jesu und damit das Beste zu übersehen.

Was machte denn den Himmelfahrtstag für die Jünger so wichtig? Gerade die Tatsache, daß seitdem bei ihnen die sinnliche Wahrnehmung von Jesu Person aufhörte, daß der Himmelfahrtstag für die Jünger der Schluß einer erregten, gärenden Zeit voller Widersprüche und Unklarheiten ihrer Meinung über Jesu Person und letzte Ziele wurde, daß derselbe Tag der Anfang einer neuen Zeit für sie wurde, in der ihnen als reifende Frucht die Erkenntnis geschenkt wurde: Warum alles das? Warum mußte Christus leiden? — Hatten bis zum Himmelfahrtstage sich die Jünger von der irdischen Erscheinung Jesu nicht frei machen, sich nicht hineinfinden können in die Tatsache, daß, der ihnen im Leben so teuer gewesen, auf immer ihnen genommen sei, so wurden sie sich an diesem Tage klar bewußt, daß des Meisters Geist auch ohne das verwesliche Gefäß des Leibes bei ihnen allezeit sein würde. Daher das Wort: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ An diesem Tage wußten die Jünger, daß Jesu Liebe und Leben von ewigem Einfluß in der Welt der Erscheinung sein würde.

Gleichzeitig wurden sich aber die Jünger auch klar über ihren eigenen Lebenszweck. Es wurden ihnen die Augen geöffnet für die Schrift und, daß *sie* berufen seien, des Meisters Werk fortzusetzen, nämlich zu predigen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern anhebend von Jerusalem. Auf die vierzig Tage der Erregung folgen jetzt zehn Tage der stillen Sammlung, gegenseitiger Stärkung und Ermutigung, wo sich das Erlebte in ihnen vertiefte und klärte, bis sie am Pfingsttage angetan wurden mit Kraft aus der Höhe, um mit Begeisterung zu zeugen von dem, der von Gott zum Heil der Welt gemacht sei. Jetzt war für die Jünger die Frage: „Herr wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?“ gegenstandslos geworden gegenüber dem Worte Jesu: „Ihr werdet meine Zeugen sein!“ Das Zeugnis Jesu wurde fortan ihres Lebens vollster Inhalt, daß sie es nicht lassen können von ihm zu reden. Das faßte später Paulus zusammen in die Worte: „Nicht ich lebe, sondern Christus in mir.“

Himmelfahrt und Pfingsten waren demnach zwei notwendige Marksteine für den geistigen Werdegang der Jünger. Und nun zu dir selbst zurück, lieber Leser! Wo ist deine Himmelfahrt, die dich hinüberleitet zn deinem Pfingsten? Erleben wir nicht ähnliche Dinge in uns? Kommen wir nicht auch durch Gärung zur Klärung? Wo ist das Christusbild deiner Jugend. Das Kind in der Krippe, das deiner kindlichen Phantasie unter dem Lichterglanze des Baumes zum lebendigen, segenbringenden wurde? Wo ist der zwölfjährige Jesus, der dir in deiner Werdezeit ein guter Kamerad war? Liebe Bilder der Erinnerung sind sie nur noch geblieben. Das Jesusbild in dir ist ein anderes geworden. Kein sinnlich wahrnehmbares, sondern ein rein geistiges Band verbindet dich jetzt mit ihm. Jesus, der Mann, ist uns zum Kampfgenossen geworden, ja zum Herzog, der vor uns herzieht, uns aus Niederlagen zu Siegen, aufwärts, himmelan führt. Sursum corda! Herzen in die Höhe! So schauen wir heute auf zu ihm, dem Meister des Lebens. Das ist der Führer, den wir brauchen, der der deutschen Natur entspricht. So lernen wir Tag um Tag aus Jesu Leben und leben in seinem Leben. Wem kommen nicht Tage und Stunden, wo uns glänzende Sterne, die uns begeisterten, deren Besitz scheinbar unseres Lebens Inhalt ausmachte, genommen werden, in ungreifbare Ferne verschwinden. Das Schicksal greift mit rauher Hand in unser Leben und vernichtet unsere selbstgebaute Welt. Es scheint uns in solchen Zeiten fast aller Halt genommen zu sein. Wohl dir, wenn du dich in die neue Lage zu schicken weißt, dich hineinfindest und an der Klippe mutloser und tatenloser Verzweiflung vorüberkommst, wenn du nicht verlegen bist um die Antwort auf die Frage: „Was nun?“ Die rauschende Begeisterung, das Zungenreden flieht mit der Jugend. Das, was kommen soll, ist die Begeistung. Ob du Gelehrter bist, ob du an die Maschine und den Amboß gestellt bist, frage nicht mißgestimmt, als Arbeitstier dich fühlend: „Was *muß* ich alles tun?“ Wäge vielmehr deine Kraft, fasse Zuversicht in dein Können und frage: „Was *kann* ich tun?“ Was kann ich tun in meinem Beruf und Stande an meiner Stelle, als meine Pflicht im Dienste an den Meinen, meinen Volksgenossen, allen Mitmenschen, den Blick immer nüchtern auf die Erde gerichtet, die Gedanken aber aufwärts zum Himmel strebend nach dem Vorbilde Christi. Siehe, der Christus der Jugend ist aufgefahren, der Jesus der männlichen Kraft ist uns geblieben. Auch uns gilt das Wort: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage!“ Wen Jesu Geist beseelt, der wird aus all den kleinen Misèren des täglichen Lebens, aus dem Staube der Welt emporgetragen zu den reinen Höhen göttlichen Lebens, der wird sich selbst immer wiederfinden. Diese Lebenskunst hat uns Jesus vortrefflich gelehrt. Möchten wir das begreifen und unermüdlich üben. Dann gleicht unser Leben einer täglichen Himmelfahrt.

Sursum corda! — Herzen in die Höhe!

Wohlleben-Cöln.

Vom Glauben.

Von Karl Röttger, Lübbecke i. W.

„Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und Nichtzweifeln an dem, das man nicht siehet.“

Wer heute vom Glauben redet und wer zugleich, wie ich es tue, ihn hochhält, verteidigt, braucht nicht auf ein großes und dankbares Publikum zu rechnen. Aber so wahr die Menschheit heute nicht glücklich ist, so wahr wird die Zeit kommen, da sie den Glauben braucht wie das tägliche Brot, da Jesu Wort wieder siegen wird: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.“ Nicht mit Haß stehe ich dieser glaubenslosen Zeit gegenüber, viel mehr mit einem tiefen Verstehen; glaube ich doch zu sehen, *wie* diese Generation heraufkam, diese Generation, die viel unglücklicher ist, als sie selbst weiß; die alle Erkenntnisse Himmels und der Erde zu halten scheint und doch — keine *Andacht* kennt.

Man kann die gerade absteigende, verlaufende Linie des Glaubens vom Mittelalter an bis zu uns verfolgen. Muß nicht das Herz des kühlsten Naturwissenschaftlers pochen, wenn er diese Glaubensinbrunst des Mittelalters sieht? Muß er nicht stille stehen als vor einem Phänomen, sieht er da nicht in die Tiefen der Menschheit und des Lebens? Sieht er nicht, wie da eine *menschliche Urkraft* klar und unverhüllt zu Tage tritt? Kann er sich noch darüber täuschen, daß der Glaube wirkliches *Lebensgut* war? Dermaßen Lebensgut, daß es zu solchem Widerspiel menschlicher Kräfte, zu so grenzenlosem Zerfleischen kam. Auch wir wissen, wie viel politische und persönliche Kräfte, Habgier, Haß, Leidenschaft in diesen Kämpfen mitwirkten. Aber daran läßt sich nicht rühren: die Menschen waren damals — nicht „besser“, nicht humaner — aber andächtiger, frommer, gläubiger, primitiver. Wie viele möchten heute wohl um einer Überzeugung, um eines Glaubens willen sterben wollen? Etwa die katholischen oder evangelischen Geistlichen? Oder das Volk? — Es war einmal — da fühlte das Volk „Gott“, da fühlte es seine Heiligkeit und Größe, jeder lebte in dieser Sphäre. Bis dann ganz allmählich die Skepsis einsetzte und uns auf den heutigen Tiefstand brachte. Das hat der Apfel der Erkenntnis getan. Aber wir jammern nicht, daß er gegessen wurde, wir sehen nur mit Erstaunen, wie mit der immer umfassender werdenden Erkenntnis das Phänomen einer Glück- und Glaubenslosigkeit organisch verbunden ist. Hinwiederum leben wir in dem Gefühl des Weisen, der da sicher ist, daß die Zeit des Glaubens, seines Glaubens doch einmal kommen muß: einst, wenn andere, größere Menschen kommen; daß dann alle Erkenntnis kein Hindernis ist, unter einem neuen Glauben und einer neuen Hoffnung zu wohnen. Dann wird man wieder an alles das glauben, was heute abgetan und

doch nicht tot ist, an Gott und das Wunderbare, an eine Welt hinter den Erscheinungen der Dinge.

Was heute da ist, das ist organisch geworden, darum sind wir die letzten, die es verketzern. Ich sage nur: wir staunen, daß die Menschen so leben können. — Nur so äußerlich sind sie beisammen und die Scham ist ihnen zum Fluch geworden. Keiner kommt zum andern, aber jeder beobachtet den andern. Freundschaft ward rar, — aber den Nächsten als Feind zu fühlen, dazu ist jeder bereit.

Die Tränen der Menschen, so sie deren haben, fließen nach innen in eine endlose Wüste. Sie stumpfen ihre Sinne ab gegen alle Natur und Seele durch immerwährendes lautes Sprechen. Und je mehr sie sprechen, um so fader werden sie.

Wenn man nun begreift, wie es kam, daß die Menschheit so glaubensleer wurde, so findet man auch um so eher die aufsteigende Linie zu neuer Andacht. Freilich muß man zuvor wissen, was diese modernen Erkenntnisse zerstörten. Wir tun uns groß damit, daß wir im Glauben vergangener Jahrhunderte so und so viel naturwissenschaftliche Irrtümer nachgewiesen haben, aber ist uns im Jauchzen über diesen Sieg nie eingefallen, daß diese Irrtümer einmal die Symbole einer Wahrheit, eines wahrhaftigen Glaubens waren? Man komme mir nicht mit der Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“ Denn daß es eine absolute, dauernd gemeingültige Wahrheit nicht gibt, weiß ich längst. Aber was ein jeder in sich erlebt, das ist Wahrheit für ihn, selbst wenn es die größten Irrtümer wären. Wenn also eine Zeit den Gottesglauben (mitsamt einem Dutzend naturwissenschaftlicher Irrtümer) erlebte — und wenn dieser Glaube einer Zeit Schönheit, Kraft, Begeisterung gab, so war er eine Wahrheit, und es verschlägt nichts, daß es nicht die unsrige ist.

Freilich, ein jeder Glaube muß alle offenkundigen Feststellungen ertragen können, — kann er's nicht, so ist er damit schon gerichtet. Darum war auch wohl jener Gottesglaube wert, daß er verging, denn es liegt nicht im Wesen eines Glaubens, daß er sich modifiziere, mit der Zeit gehe, um ewig jung zu bleiben. Gewiß muß man auch die Bedeutung der Tatsache anerkennen, daß, aus Herrschsucht oder anderen Gründen, die Glaubenshüter aller Religionen (und jeder Glaube bringt solche Hüter hervor) das Objekt des Glaubens für diesen substituierten und aus dem Glauben ein Dogma und eine Pflicht machten. Im Zusammenhange damit verkenne ich auch nicht, daß es die an Fülle ständig zunehmende Naturwissenschaft war (die glaubenslose), die den Kampf mit der Dogmenherrschaft erfolgreich aufnahm,*) und ich bin der letzte, der ihr den Dank dafür verweigert. Aber sie verkennt ihre Aufgabe, sie verkennt das Wesen des Glaubens, wenn sie ihn ein für allemal überwunden wähnt durch das Wissen. Denn es ist ein Glaube beim höchsten und tiefsten Wissen möglich; denn Wissen und Glauben sind zwei Gebiete, die einander gar nicht tangieren. Es mag auch wohl gut sein, daß die Wissenschaft uns von all den groben Symbolen des Glaubens erlöste, damit wir zu einer viel reineren und tieferen Art des Glaubens kämen. Aber schließlich kommt es gar nicht darauf an, ob man den Glauben protegiert oder nicht — das ist zwecklos — es kommt für den Einzelnen darauf an, was alles er zu erleben vermag, bis zu welcher Seelentiefe er dringen kann. Und wer die Erlebnisse der Seele liebt, kommt auch einmal zu einer Tiefe, wo das Wunder erscheint, die Offenbarung, das Heilige und der Glaube an dieses alles. Denn es ist mit dem Glauben wie mit dem Märchen — die meisten glauben nicht daran, und doch gibt es deren. Ich bin überzeugt, daß Leser dieser Zeitschrift da sind, die mir dies bestätigen werden, weil sie sie selbst erlebt haben. Dieses eigene Erleben ist im Grunde die Hauptsache, nach der der Einzelne „die Wahrheit“ jeder Kunst, Philosophie und Religion beurteilt. Und es gibt keine Wissenschaft, die gegen mein Erleben zu behaupten vermöchte: es gibt kein Wunder, keinen Glauben an das Wunder. Gerade in diesen Tagen, da ich diesen Aufsatz schreibe, lese ich zufällig einige Partieen aus Schleiermachers „Reden über die Religion“ und finde u. a. folgende ausgezeichnete Sätze:

„. . . . Dogmen und Lehrsätze, Wunder, Eingebungen und Offenbarungen einer vergangenen Zeit bilden nicht das Wesen der Religion, wenn sie auch geschichtlich damit verbunden sind . . . .“

„Wer nicht eigene Wunder sieht auf seinem Standpunkt zur Betrachtung der Welt, in wessen Innern nicht eigene Offenbarungen aufsteigen, wenn seine Seele sich sehnt, die Schönheiten der Welt einzusaugen und von ihrem Geiste durchdrungen zu werden, wer nicht hier und da mit der lebendigsten Überzeugung fühlt, daß ein göttlicher Geist ihn treibt und er aus heiliger Eingebung redet und handelt, wer sich nicht wenigstens — denn dies ist in der Tat der geringste Grad — seiner Gefühle als unmittelbarer Einwirkungen des Universums bewußt ist und etwas eigenes an ihnen kennt, das nicht nachgebildet sein kann, sondern ihren reinen Ursprung aus seinem Innersten verbürgt, der hat keine Religion . . .“

Das ist es ja: wenn eine Zeit erst ihre neuen Erkenntnisse gehörig verarbeitet hat, wenn sie satt davon ist, fängt das Dasein ganz von selbst wieder an, märchenhaft anzumuten, dann fängt es wieder an, Rätsel zu bergen und Probleme, Wunder und unbegrenzte, ungeheure Zukunftsmöglichkeiten, dann regt sich wieder die Voraussetzung der Religion: Andacht. Die Wunder und Märchen sind dann ganz von selbst da; denn sie sind ja nicht etwas, das den Kausalitätsgesetzen widerspräche oder der Möglichkeit, sondern sie sind nur der Sieg verborgener Kräfte. Wer solchermaßen bis zu einem persönlichen Glauben erst wieder durchgedrungen ist, weiß nun: es kann noch immer Schöneres, Größeres, Heiligeres kommen und sein Leben ist ein einziges seliges Warten auf dies Große und Schöne — oder ein stetes Gehen auf dies Ziel hin. —

Ich habe mit gutem Bedacht den bekannten biblischen Spruch an die Spitze dieser Abhandlung gesetzt. Er drückt das Wesen des Glaubens in völliger Klarheit aus — man muß ihn nur nicht im orthodoxen Sinne interpretieren. Eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, ist er — — weil man die wunderbaren Erfüllungsmöglichkeiten der Hoffnung in sich fühlt; und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht siehet, ist er, weil er ein subjektives Erlebnis des Gefühls ist, das mit Sinnenwahrnehmung nichts zu tun hat. Der Glaube basiert ja auf einer ganz anderen Art von Gewißheit, auf einer ganz anderen Art von Tatsachen — er kommt nie durch den kühlen Verstand — obwohl dieser sein ewiges Korrektiv (aber nicht sein Vormund) ist — denn alle Erkenntnis Himmels und der Erde, alle Naturwissenschaft bedeutet kein Erleben in dem Sinne, wie ich es hier meine. Das haben einzig die großen Menschen, und die ihnen verwandt sind, — darin auch sind alle großen Menschen positiv. Sie sind gläubig, andächtig fromm in diesem Sinne. So sind Jesus und seine Jünger rührende Beispiele des Glaubens — so Goethe, der als ein ganz fabelhafter Erkenner und Wissenschaftler dennoch seine Wunder und Märchen hatte; so Böcklin, so heute Fidus, der Andächtige. Ich wünsche ja nicht, daß Torheiten geglaubt werden, ich wünsche nur, daß der Mensch über den Rahmen äußerer Erkenntnisse hinaus tiefer, schöner und rätselhafter lebe. Diesen Schritt wollen die Naturwissenschaftler nicht mittun und das scheidet uns von ihnen. Ihre Forschungen acceptieren wir, wir geben dem Verstand, was ihm gebührt —, ja, wie ich schon sagte, er ist das ewige Korrektiv des Innenlebens, — aber wir wollen und können nicht bloß im Verstande leben, wir wissen, daß es eine Welt gibt, die man

*) Das treibende Motiv bei den enragierten Gegnern alles religiösen Kults ist wohl immer die Furcht vor Priesterherrschaft. Die Gefahr derselben besteht auch — aber nie und nimmer bei starken, aufrechten Menschen.

nicht sieht, daß es innere Erkenntnisse gibt, esoterische Wissenschaft des Herzens — das Reich von Glaube, Liebe, Hoffnung, — (die einzige Trinität, von der der Mühe wert ist zu reden, denn sie sind, obschon sie nicht dasselbe bedeuten, dennoch die drei verschiedenen Seiten der Seele).

Aus persönlichstem Leben wird dieser Glaube geboren, und ich meine, er kommt aus der Liebe; wer recht und treu irgendwo liebt, der glaubt auch. Darum, wer keine Götter glauben kann, der glaube an Menschen. Der Glaube hat auch Verwandtschaft mit der Sehnsucht und allem Zukunftswillen — ja, er bedeutet: in sich die Zukunft, eine schöne lebenswerte Zukunft entdecken. Er ist Wissen von etwas Schönem, das beglückt, — ob es schon da sei oder nicht, ist gleich, seine Daseinsmöglichkeit und Daseinsgewißheit fühle ich in mir. Wie gesagt, sei's auch nur der Glaube an Menschen und ihre Mission (und manchmal will Verstand diesen Glauben wankend machen), er ist besser als nichts, — als ewige Skepsis. Vielleicht gebiert sich aus ihm mal wieder ein Götterglaube.

Die Frage nach dem Glauben ist eine Frage des Lebens, und das bedeutet: eine psychologische Frage; denn alles Leben liegt in der Seele. Es ist auch mit dem Glauben wie mit der Liebe: man muß eben sehen, fühlen, wie die Menschen lieben — *glauben wollen* — nicht aus verständiger Erwägung heraus, sondern ganz elementar. Irgendwo sucht und findet die menschliche Seele, soweit sie nicht alle Naivität, d. h. Kindlichkeit verloren hat, einen Haken, ihren Glauben daran zu hängen. Nur ein Gefühl ist dieser Glaube aber eins, das wie die Sonne alle Dinge leuchten macht und mystische Schatten hinter ihnen bewirkt.

Wie schön kann z. B. der Glaube an Menschen das Leben machen, an Menschen, die ich kenne — nicht auf Grund von tausend Handlungen, sondern auf Grund von Blick, Gruß und Handschlag, eben auf Grund eines Etwas, das mir sagt, daß mein Geschick an dieses Menschen Geschick gebunden sei.†) Können nicht solche Menschen durch irgend welche Taten das Bild, welches der Verstand von ihnen machte, umwerfen? und doch fürchten wir nicht, sie zu verlieren, und doch bleiben sie uns nahe, wir glauben an sie . . .! —

Ich habe nicht sagen wollen, was glaubenswert sei; ich wollte nur sagen, daß Glauben ein Bedürfnis sei. Wer das fühlt, wird auch den Weg zu *seinem* Glauben finden; denn die Menschheit ist schöpferischer als man meint. Und im Grunde lebt in allen, ob sie es nun wahr haben wollen oder nicht, — ob ihre Seele auch nahezu verdorrt ist — eine leise Melodie des Sehnens, der Erwartung auf ein Großes, auf ein Schönes, vielleicht auf Gott.

De Profundis.*)

Sympathisch wird dieses Buch wenigen Lesern sein, aber man wird ihm unter den Dokumenten unserer Zeit einen hervorragenden Platz anweisen müssen. Der Verfasser war in Deutschland wenig bekannt, als sein furchtbares Schicksal die Augen der Welt auf ihn lenkte. Der gefeiertste Dichter des modernen England, der Liebling der höchsten Aristokratie Londons, wurde wegen perverser Sittlichkeitsvergehen zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Das vorliegende Buch ist im Zuchthaus zu Reading geschrieben, wo der Dichter den letzten Teil seiner Strafe abbüßte und sich zuletzt einer etwas milderen Behandlung erfreute. Es enthält keinen ausführlichen Bericht über das Leben dort oder über die frühere Lebensgeschichte, überhaupt wenig Biographisches und das wenige nur andeutungsweise; es berichtet vielmehr im wesentlichen von den Gedanken und Stimmungen, die Wilde hinter den Kerkermauern erfüllt haben, und über schriftstellerische Zukunftspläne, die sein rastlos schaffender Geist hier entwirft. Es ist jedenfalls das Bild eines hochbegabten Dichters, das uns daraus entgegenblickt, und muß man hinzufügen, trotz alledem das Bild eines edel veranlagten Menschen. Kein Wort der Anklage gegen seine Gegner, gegen eine Gesellschaft, die, selbst verfault, mit dem ganzen prüden Pharisäismus der Heuchelei seinen einst gefeierten Namen verfolgt und auslöschen möchte; kein Wort der Feindseligkeit, der schwächlichen Selbstentschuldigung. Das unerhörte Schicksal hat seine Seele, die einst wie ein Schmetterling gaukelte, vollständig verwandelt. W. findet dafür ergreifenden Ausdruck. Aber — das ist das eigenartige an dem Buche — dieser innere Umschwung ist kein *ethischer*; mit Bewußtsein bleibt der schwergeprüfte Dichter im *Ästhetischen*. Sein schweres Geschick hat ihm das Auge geöffnet für die *Schönheit des Leides*, an der er früher achtlos vorüber gegangen ist. „Das Leid ist das Zarteste in aller Schöpfung" (S. 5). Das Leid ist das Mittel in der Hand der Liebe, um die Schönheit der Seele zu vollenden. „Sind die Welten wirklich . . . aus Leid gebaut, so ist dieses von der Hand der Liebe gebaut; denn auf keine Weise könnte sonst die Seele des Menschen, für den die Welten erschaffen sind, zu dem ganzen Wuchs ihrer Vollendung gelangen. *Die Freude ist für den schönen Körper da, der Schmerz für die schöne Psyche*" (S. 36 f.). Mischt sich hier der neuen Weltanschauung W.'s in dem Glauben an eine allmächtige Liebe unwillkürlich ein ethischer Begriff bei, so tritt an weiteren Stellen das Ethische doch wieder ganz zurück. Auf seine Vergangenheit zurückblickend kann er sagen: „Keinen Augenblick bedaure ich, dem Vergnügen gelebt zu haben. Ich tat es bis zum Rande, wie man alles, was man tut, bis zum Rande tun soll. Es gab kein Vergnügen, das ich nicht genossen. Die Perle meiner Seele warf ich in einen Becher Weins. Unter dem Klang der Flöten schritt ich den Blumenpfad hinab. Ich lebte von Honig. Aber es wäre falsch gewesen, dieses Leben fortzusetzen, weil es einseitig gewesen wäre. Es zog mich weiter. Auch die andere Hälfte des Gartens hatte ihre Geheimnisse für mich" (S. 40). Als der Dichter, bei seinem Prozeß auf der Anklagebank sitzend, der niederschmetternden Anklage des Staatsanwalts lauscht, da fährt's ihm plötzlich durch den Kopf: „Wie großartig wär' es, wenn ich all das selbst über mich aussagte!" . . . „Der höchste Augenblick eines Menschen — daran hege ich nicht den mindesten Zweifel — ist der, wenn er im Staube nieder kniet, sich an die Brust schlägt und alle Sünden seines Lebens bekennt." — Es ist die Schönheit des Ethischen, die den schönheitstrunkenen Dichter hinreißt. Und diese Schönheit vermag er in einer entzückenden Weise zu schildern. Die folgende Stelle sei ein Beweis dafür. Sie ist vielleicht die ergreifendste des Buches.

„Wo Leid ist, da ist geweihte Erde. Eines Tages wird die Menschheit begreifen, was das heißt. Vorher weiß sie nichts vom Leben. Robbie (ein ihm im Unglück treu gebliebener Freund, Robert Roß, sein literarischer Testamentsvollstrecker) und Wesen seiner Art können es ermessen. Als ich zwischen zwei Polizisten aus dem Zuchthaus vor den Konkursgerichtshof geführt wurde, da wartete Robbie in dem langen Korridor, um zum Erstaunen der großen Menge, die ob einer so lieben, rührenden Handlung verstummte, schlicht und ernst den Hut vor mir abzuziehen, während ich in Handschellen, gesenkten Hauptes an ihm vorüberging Um kleinerer Dienste willen sind Menschen in den Himmel gekommen. Von diesem Geiste beseelt, von solcher Liebe erfüllt, knieten die Heiligen nieder, um den Armen die Füße zu waschen, neigten sie sich, um den Aussätzigen auf die Wange zu küssen. Ich habe nie

†) Maurice Maeterlinck spricht in seinem letzten Buche „Der doppelte Garten" in ähnlicher Weise vom Verhältnis mancher Menschen zu einander. Er macht auf eine „geheime Kraft" aufmerksam, die sie zu einander zieht. Er sagt von ihr: „Sie hat fast nichts gemein mit den äußeren Handlungen, noch selbst mit den Gedanken der wirklichen Person, die nicht ihr völlig gleicher Vertreter, sondern ihr zufälliger Dolmetscher ist, mit dessen Hülfe sie sich kund gibt, so gut sie kann . . .

„*Vielleicht haben wir für diese Zu- und Abneigungen keinerlei Unterpfand, nichts, das für sie spricht unter den sichtbaren oder unsichtbaren Erscheinungen*, aus denen unser Dasein sich zusammensetzt, noch unter den bekannten oder unbekannten Einflüssen, die unsere körperliche oder moralische Gesundheit erhalten, unsere Lust- oder Unlustempfindungen hervorbringen und jenen wandelbaren, allen Einflüssen unterworfenen Dunstkreis, in dem unser Schicksal sich bereitet."

*) *Oskar Wilde, De Profundis*, Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus in Reading. Verlag: S. Fischer, Berlin 1905.

ein Wort darüber fallen lassen. Bis zur Stunde weiß ich nicht einmal, ob er gewahr wurde, daß ich seine Handlungsweise überhaupt bemerkte. Dafür kann man einem nicht in förmlichen Worten förmlichen Dank sagen. In der Schatzkammer meines Herzens bewahre ich das auf. Dort soll es ruhen als eine geheime Schuld, die ich zu meiner Freude wahrscheinlich nie zurückzahlen kann. Dort ist es einbalsamiert und behält sein liebliches Aussehen durch die Myrrhen und Narden vieler Tränen." . . . (S. 5 f.)

Einen großen Teil seiner Aufzeichnungen hat W. seinem Verständnis der Person Jesu gewidmet. Erst im Zuchthaus ist er ihm begegnet. Es war ihm gelungen, ein griechisches Testament aufzutreiben. Nun las er jeden Morgen einige aufs Geradewohl herausgegriffene Verse aus den Evangelien. „Es ist eine entzückende Art, damit den Tag zu beginnen. Jeder sollte es tun, selbst wenn er ein stürmisches, schlecht geregeltes Leben führt." Freilich, „wir hören die Evangelien viel zu oft und viel zu schlecht lesen." „Kehrt man aber zum Griechischen zurück, so ist es einem, als träte man aus enger, dunkler Stube in einen Liliengarten." Man kann nicht sagen, daß W. eine ganz neue Auffassung Jesu vortrüge. Sein Leben ist ihm ein Idyll mit tragischem Ausgang (S. 46 f.) — das ist Renan, dessen „Leben Jesu" W. das anmutige fünfte Evangelium nennt. Jesus hat dargetan, „daß gar kein Unterschied zwischen dem Leben der anderen und unserem eigenen Leben besteht" (S. 53) — das ist Tolstoi. Aber ganz eigenartig ist doch, wie W. die Person Jesu rein ästhetisch würdigt. Christus gehört unter die Dichter (S. 44). Sein ganzes Leben ist das wundervollste Gedicht und zeigt, wie falsch der Ausspruch des Aristoteles ist, der Anblick eines schuldlos Leidenden sei unausstehlich (S. 45). In den Wirkungen, die von Christus ausgehen, gleicht er völlig einem Kunstwerk. „Er lehrt uns wirklich gar nichts, sondern wir werden etwas dadurch, daß wir seiner Gesellschaft teilhaftig werden. Und jeder ist dazu prädestiniert, mit ihm zu verkehren. Einmal mindestens im Leben wandelt jeder von uns mit Christus nach Emmaus" (S. 72). Man soll aus Christus nicht einen Lehrer oder Gesetzgeber oder gewöhnlichen Philanthropen machen. Er konnte „die stumpfen, lebentötenden, mechanischen Systeme nicht ausstehen, die die Menschen wie Dinge behandeln. Gesetze gab es für ihn nicht, nur Ausnahmen, als ob jeder und jedes auf der Welt seinesgleichen nicht noch einmal hätte" (S. 65). Er ist der Grundtypus der Romantiker. „Christus als Vorläufer der romantischen Bewegung im Leben" soll das nächste Thema sein, über das W. schreiben will. Christus hat als erster die Menschen aufgefordert, ein blumengleiches Leben zu führen. „Ihm galten die Kinder als Muster dessen, was man streben sollte zu werden." Er fühlte, daß es für das Leben der Tod sei, „wenn man es in irgend eine feste Form zwängen lasse". „Es ist köstlich, wenn er sagt: Sorget nicht für den anderen Morgen! Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? und der Leib mehr denn die Kleidung? Letzteres hätte auch ein Grieche sagen können, so sehr spricht sich darin griechisches Denken und Fühlen aus. Aber Christus allein konnte beides sagen und damit für uns die Stimme des Lebens zusammenfassen" (S. 63 ff.).

Doch genug der Anführungen, die doch von dem eigenartigen Reiz der Darstellung W.'s nur einen schwachen Eindruck erwecken können. Ich nannte anfangs das Buch W.'s wenig sympathisch. Man wird dabei das fatale Gefühl nicht los, daß bei all' den ernsten und schweren Worten der tiefgefallene Dichter nicht aufhört, sich in Pose zu werfen. Das würde ja seiner rein ästhetischen Weltanschauung nur entsprechen. Ich glaube nicht, daß man W's. De Profundis mit den beiden großen Bekenntnisbüchern der Weltliteratur nur entfernt vergleichen kann. Es reicht nicht von ferne an Rousseaus beinahe zynische Rücksichtslosigkeit der Selbstbloßlegung, noch gar an Augustins heiligen Gewissensernst heran. Aber für die Geistesgeschichte unserer Zeit wird es eines der wertvollsten Dokumente bleiben und Beachtung finden, wenn der größte Teil der zeitgenössischen Literatur längst vergessen sein wird. Und vom ästhetischen Standpunkt aus wird es stets ein anziehendes Schauspiel sein, zu sehen, wie der unsagbar harte Schicksalswechsel den Dichter wohl körperlich brechen konnte (er starb bald nach der Entlassung aus dem Zuchthaus), wie aber die ewige Dämmerung des Zuchthauses den Glanz seines Geistes nicht im geringsten auszulöschen vermochte, ja, wie er im stande ist, sogar das stumpfe Leid künstlerisch zu verklären und damit zu überwinden. Daß er dabei ganz nahe an den Eingang des Himmelreiches herankommt und doch die Pforte der wahren μετάνοια, der sittlichen Umwertung aller Werte, nicht findet, gibt dem Buche W.'s für das christliche Gefühl den Charakter einer erschütternden Tragik.

Dresden. W.

Die ärztliche Mission.

Von Dr. G. Fobbe, Sekretär des Allg. Ev.-Prot. Missionsvereins.

I.

Die Überzeugung von der Berechtigung und Notwendigkeit der Mission wird sich in der Folgezeit in immer weiteren Kreisen Bahn brechen. Das ist die einmütige Überzeugung aller, die der Mission nahe stehen. Diese Überzeugung möchte etwas verwegen erscheinen, wenn man sieht, wie heftig gerade in der letzten Zeit die Mission angefeindet worden ist. Die Boxeraufstände in China, die Besitzergreifung Kiautschous, zuletzt die Hereroaufstände haben ja reichlichen, wenn auch nicht immer berechtigten Anlaß zur Missionsfeindschaft denen gegeben, die nach solchem Anlaß suchten. Allein die Meinung, daß die Mission sich dennoch siegreich durchsetzen werde, erscheint durchaus nicht mehr verwegen, wenn man nach den Ländern hinüberblickt, die sich von jeher durch große kolonisatorische Gedanken und einen weiten, weltumspannenden Blick vor uns Deutschen hervorgetan haben, England und Amerika. Dort werden die Missionsgedanken in Verbindung mit kolonisatorischen und handelspolitischen Gedanken von jedem vertreten, der mit Verständnis und selbständigem Urteil am Fortschritt des Vaterlandes mitarbeitet. Jeder Minister, jeder Journalist, jeder Professor, jeder Abgeordnete, mögen die Leute sonst in wirtschaftlichen, politischen und religiösen Dingen stehen, wie sie wollen — sie alle empfinden die gewaltige Bedeutung der Mission als einer Bahnbrecherin der Kultur und geben ihrer Empfindung Ausdruck, und die Regierungen dort werden niemals wegen zu starker, viel eher wegen zu geringer Förderung der Mission von der Volksvertretung und der Presse angegriffen. Ähnlich steht es sogar in Frankreich. Die fortgesetzte Missionsfeindschaft bei uns könnte also, wenn es hoch kommt, nur den Erfolg haben, daß die deutschen Missionsgesellschaften lahmgelegt werden, wie sich tatsächlich die starken pekuniären Nöte, in denen seit ein paar Jahren die meisten deutschen Gesellschaften schweben, zum Teil aus dieser Missionsfeindschaft erklären lassen. Es ist aber klar, daß damit nicht die Mission als solche, sondern nur das deutsche Element in der Mission geschädigt wird; denn es dürfte wohl kaum einen Missionsfeind und eine missionsfeindliche Zeitung in Deutschland geben, die sich einbildete, der gewaltigen englischen oder amerikanischen Mission irgend etwas anhaben zu können. Im Gegenteil, jene fremden Missionen und die sie tragenden Völker wären gar nicht böse, wenn hier und da eine deutsche Gesellschaft aus Mangel an Mitteln Stationen eingehen lassen müßte: die Stationen würden alsbald von englischer oder amerikanischer Seite mit Beschlag belegt werden, besonders wenn sie in einem Lande lägen, auf dessen Beeinflussung England und Amerika Gewicht legten; und welches Land käme dabei nicht in Betracht! Es ist zu hoffen, daß angesichts dieser Sachlage auch in Deutschland die Missionsfeindschaft allmählich zurückgehen wird; jedenfalls schneiden wir uns durch dieselbe ins eigene Fleisch.

Freilich wird auch die Mission das ihre dazu tun

müssen, sich den Menschen mehr zu empfehlen, als das bisher häufig geschehen ist. Die Mission bewegte sich von Haus aus in sehr engen Grenzen; sie war durchaus weltabgewandt und legte ursprünglich nur Wert auf die religiöse Beeinflussung und Bekehrung der Menschen. „Dem Lamm einige Seelen zu gewinnen", das war nach Zinzendorf, dem Gründer der deutschen evangelischen Mission, ihr einziger Zweck. Sie vermied es ängstlich, in irgend einer Weise sich auf die Besserung und die Kritik nichtreligiöser Verhältnisse einzulassen. So predigte die nordamerikanische Mission den Negern in Nordamerika bis kurz vor ihrer Befreiung: Gott habe drei Menschenrassen geschaffen, Sem, Ham und Japhet; Ham aber, von dem die Neger herstammten, sei bis ans Ende der Tage dazu bestimmt, seinen Brüdern ein Knecht zu sein. — Die religiöse Beeinflussung der heidnischen Völker ist ja nun ganz gewiß auch heute noch der Hauptzweck der Mission, und sie würde sich ihrer edelsten Kraft und aller Verheißung berauben, wenn sie dem nicht erst von Zinzendorf oder sonstwem, sondern im Grunde von Christus selbst stammenden Auftrag untreu würde: alle Völker der Erde zu Christi Jüngern zu machen, ihnen allen die heiligsten und gewissesten Güter zu bringen, die es für Menschenseelen überhaupt geben kann. Aber ein treues Festhalten an diesem Hauptzweck der Mission schließt nicht aus, daß sie zugleich eine Reihe kultureller Wirkungen unter den heidnischen Völkern ausübt, durch die sie ihre hohe Bedeutung und ihre Notwendigkeit auch vor den Augen solcher dokumentiert, die für rein religiöse Fragen wenig Sinn haben. Ja, die Mission kann ihren Hauptzweck in den allermeisten Fällen gar nicht oder nur sehr schlecht auf direktem Wege erreichen und kommt viel weiter, wenn sie zunächst einmal durch eine Reihe kultureller Wirkungen auf die heidnischen Völker fördernd und erziehend einwirkt und sie dadurch zu einer wirklich gesunden Aufnahme des Christentums erst fähig macht. So hat die Mission mehr und mehr gelernt, auf die Schultätigkeit einen hohen Nachdruck zu legen; sie richtet ferner in verschiedenen Ländern Industrien ein, um — wie in Afrika — den der Arbeit entwöhnten Schwarzen den Segen und die versittlichende Kraft der Arbeit vor Augen zu führen, oder um — wie in Indien — denen, die infolge der Annahme des Christentums aus ihrer Kaste ausgestoßen werden und aller Existenzmittel beraubt sind, Unterhalt gewähren zu können; sie bildet Beamte aus (die Mission Berlin I in Ostafrika, der Allg. Ev. Prot. Missionsverein in Kiautschou), da die Mission natürlich dort am gedeihlichsten wirken kann, wo sie von einsichtigen eingeborenen Dorfschulzen, Richtern usw. unterstützt wird. Vor allem aber gehört zu dieser vorbereitenden, mehr peripherischen und doch so wichtigen Arbeit der Mission die sogenannte ärztliche Mission.

Dieser Zweig der Mission ist älter, als man gewöhnlich denkt. Schon vor etwa 100 Jahren gingen einzelne, von dem leiblichen und geistlichen Elend des Heidentums besonders ergriffene Ärzte nach China und anderen Ländern, um durch Predigt und durch ärztliche Kunst das Volk, das im Finstern und in Todesschatten sitzt, zu befreien. Eine planmäßige Aussendung von Missionsärzten durch einzelne Gesellschaften findet sich indes erst seit 1834. Damals sandte der American Board seinen ersten Missionsarzt, Dr. Parker, nach China. Die gewaltigen Erfolge, die dieser begeisterte Mann errang, waren der Anlaß, daß immer mehr amerikanische und englische Missionsgesellschaften Ärzte in ihre Dienste nahmen; später sind dann auch einige deutsche Gesellschaften daran gegangen, dem von England und Amerika gegebenen Beispiele zu folgen. Es gibt jetzt etwa 700 Missionsärzte, 230 Ärztinnen und gegen 400 Missionshospitäler in Heidenlanden; unter jenen 930 Ärzten und Ärztinnen befinden sich aber leider kaum 20 deutsche!

Die ärztliche Mission leitet ihre Berechtigung von Jesus selbst ab. Jesus hat — mag man sich zu den Berichten über sein Leben und Wirken so kritisch stellen, wie man will — jedenfalls nicht bloß gelehrt, sondern auch geheilt; und auch seinen Jüngern erteilt er bei ihrer Aussendung unter das Volk Israel den Doppelauftrag: zu predigen und zu heilen. „Er sandte sie aus, zu predigen das Reich Gottes und zu heilen die Kranken", heißt es Luk. 9, Vers 2, ähnlich Matth. 10, Vers 7 und 8. So wird in den Evangelien und sonst im Neuen Testamente sehr oft die leibliche und geistliche Heilung zusammengefaßt. Und das ist die Praxis in der christlichen Kirche auch späterhin geblieben; ja, bis in unsere Tage hinein findet man die Verbindung dieser zwei Elemente (z. B. bei Pfr. Blumhardt d. Älteren in Bad Boll und in sehr wenig sympathischer, mißbräuchlicher Form in der Christian Science). Wir sehen heutzutage freilich ein, daß diese beiden Tätigkeiten unmöglich von einer und derselben Person ausgeübt werden können, daß sowohl zur ordentlichen Ausübung des ärztlichen wie zu der des missionarischen Berufs ein ganzer Mann gehört, und daß also diese beiden an sich durchaus notwendigen Tätigkeiten auf zwei verschiedene Personen verteilt werden müssen. Zog früher nur ein Jünger aus, zu predigen und zu heilen, so soll man jetzt zwei senden, einen Missionar, der da predigt, und einen Arzt, der da heilt.

Aber ganz abgesehen von ihrer historischen Zurückführung auf Christus selbst leitet die ärztliche Mission ihre Berechtigung aus gewissen inneren Gründen ab. Wir wissen, daß das körperlich-sinnliche und das geistige Leben aufs innigste mit einander zusammenhängen und sich gegenseitig beeinflussen. Wie man das psychologisch und physiologisch erklärt, und ob man das überhaupt bisher wissenschaftlich hat erklären können, braucht uns hier nicht zu bekümmern. Wir stellen uns einfach vor die Tatsache, daß, wenn der Körper matt, schwach und krank ist, wohl in den meisten Fällen auch die Seele matt und müde sein wird. Es gibt gewiß Personen, bei denen ein gewaltiger, energischer Geist über einen schwachen, armseligen Leib triumphiert und um so heller leuchtet, je kränker und hinfälliger der Leib ist. Mit solchen Helden des Geistes haben wir es aber in der Mission im allgemeinen nicht zu tun, sondern mit der großen Masse derer, deren inneres Leben so schwach und unentwickelt ist, daß es von den Zuständen des Leibes und überhaupt von den äußeren Verhältnissen stark bestimmt wird. Bei ihnen gilt es, daß das Wort: „Bessere das Innere stets, so wird sich das Äußere bessern", auch umgekehrt werden kann, und daß erst beides in seiner Verbindung die volle Wahrheit ergibt. Das ist bei uns in der Heimat der Grundgedanke der Inneren Mission, die durch Besserung der äußeren Verhältnisse und durch Hinwegräumung von besonders schweren leiblichen und überhaupt äußerlichen Hemmnissen des geistigen Lebens dem in die Irre gehenden Teile des Volks das Heil wiederbringen will; das ist auch der Grundgedanke all der Bestrebungen auf dem Gebiete der äußeren Mission, die sich die Bekämpfung solcher äußerer Erscheinungen im Leben der Heidenvölker zur Aufgabe gemacht haben, die dem Einzuge des Evangeliums besonders hinderlich im Wege stehen. Und die beiden Gebiete, auf denen in dieser Beziehung der Arzt bahnbrechend für das Evangelium tätig sein kann, sind erstens die Bekämpfung des Schmutzes und zweitens die Bekämpfung der Krankheit in Heidenlanden.

Carl Spitteler.*) I.

Ob man in einem christlichen Blatte den Schweizer Dichter und Denker Carl Spitteler rühmen darf? Bricht

*) Bei der Besprechung sind berücksichtigt: Literarische Gleichnisse, Balladen (beide Verlag Müller, Zürich), Promotheus und Epimetheus (unter dem Pseudonym Tandem bei Sauerländer, Aarau, erschienen) und Olympischer Frühling I—III (Diederichs, Leipzig, der vierte Schlußteil steht noch aus). Wer sich nur langsam an Spittelers Eigenart gewöhnen kann, wird ihn vielleicht am ersten lieb gewinnen, wenn er mit der Lektüre von „Gustav, ein Idyll" beginnt (Verlag Müller, Zürich); das zeigt seine Eigenart sozusagen erst keimhaft und mutet wie jugendliches Selbstbekenntnis, wenn nicht Biographie, an.

doch aus seinen Dichtungen immer und immer wieder ein kräftiger, ja erschreckender Haß gegen die christliche Kirche hervor. Aber wir werden sehen, was es damit auf sich hat; und den Künstler muß man außerdem genießen können, mag man auch mit seinen Ansichten vielfach im Widerspruch stehen. Aber freilich, Spittelers künstlerische Eigenart ist so groß, daß er schwerlich je allgemein verstanden und gewürdigt werden kann, obgleich Felix Weingartner*) mit aller Bestimmtheit voraussagt: „Die Welt wird C. Spitteler finden.“

Es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade ein Musiker sich zum Herold und Propheten Spittelers gemacht hat; es sollte mich nicht wundern, wenn sich ihm bald ein Meister der Farbe anschlösse. Sagt Spitteler doch selbst von sich, er sei ursprünglich Maler und Musiker, so habe die Natur ihn gemeint, da aber seine Erziehung diese Anlagen vernachlässigt habe, so sei alles in Dichtung übersetzt; und von seinem Hauptwerke, dem „Olympischen Frühling“, sagt er, es solle darin die malerische Freude an Sonne, Licht und Glück zum Ausdrucke kommen.

Ob Spitteler es aus Lessings Laokoon gelernt hat, weiß ich nicht, jedenfalls folgt er dem Satze, daß die Poesie nicht beschreiben darf, sondern daß der Gegenstand der Poesie Handlungen sind, und wie Homer „weiß er durch unzählige Kunstgriffe einzelne Gegenstände in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint“. Will er eine Gegend beschreiben, so erzählt er wohl, wie ein zeichnender Knabe die Linien der Bergkette mit den Augen abmißt, wie er die Linien führt usw. Vor allem aber personifiziert er die toten Dinge der Natur: Zwei Wanderer haben die stolze Straße verlassen und freuen sich, wie der Wiesenpfad „eifrig mied die grellen Flächen, wie er lieber einen Umweg nahm, auf krummen Bahnen dahin meistens strebend, wo von schlanken Kirschen, wo von hohen Saaten sich sein Antlitz kühlte, sich sein Leib beschattete“, und der Pfad erlaubt sich zu „spielen mit den hohen Gästen, sich versteckend, sich versenkend, plötzlich in der Ferne wiederum erhebend seinen roten Leib und neckisch herwärts winkend, daß sie munterer folgeten auf seinen Spuren“. Und ein ander Mal erzählt er, wie übers weite Meer schwere Regenwolken krochen, „hart über'm Spiegel strichen sie auf Hängebäuchen, das Wasser säugend mit den plumpen Zitzenschläuchen“. Von da aus ist nur noch ein kleiner Schritt zu mythologischer Naturbetrachtung. Poseidon sitzt am Bach, plötzlich fährt er den Bachgott Acheros an: „Was läufst du ewig abwärts, niemals umgekehrt?“ „Weil's mir die Strudelnymphe Achys oben wehrt, die ewig mit den Beinen nach mir sticht und stupft, mir Tag und Nacht nicht Ruhe läßt, mich abwärts schupft.“ Oder: In bräutlicher Liebe sind Apoll und Artemis verbunden, nachts jauchzt Artemis, während sie den Mondwagen durch schwindelhafte Räume lenkt: „Es überhebt sich mir das Herz . . . nicht zwar für eigenes Verdienst aus meiner Kraft; von einem andern, Bessern zieh' ich Lehenschaft, von dem ich eitel bin ein matter Wiederschein. Das ist mein Herr, mein Lehrer und Gebieter mein, ein Aar an Ungestüm, ein Leu an heft'ger Stärke, doch nicht zu Haß und Hader, zu lebend'gem Werke.“ Wie innig ist doch hier die selbstlose Stimmung der Braut verknüpft mit der naturgeschichtlichen Tatsache! Überhaupt zeigt Spitteler, wie moderne Erkenntnisse und technische Errungenschaften sich poetisch gestalten und verwerten lassen. Die moderne Farbenlehre erscheint in mythologischer Form. Vom Himmel geht ein Licht aus:

„Den Strahl zu jagen lief die junge Iris aus.
Sie hüpft ihm hitzig nach mit Köcher, Pfeil und Bogen,
Da kam ein Knab' auf goldnem Wagen hergezogen,
Hielt an die Rosse, fing den Blitz mit hurt'ger Hand,
Schwenkt ihn ums Haupt und schwang ihn lachend über Land.
„Nun magst du deine Kunst erproben, feines Kind,
Ob dir die Augen klar, die Pfeile trefflich sind.“
Der Pfeile sieben standen Iris zu Gebot,
In lust'gen Farben prangend, blau und grün und rot,
Sie zielte, ließ die klugen Augen ruhig walten
Und siebenmal vermochte sie den Strahl zu spalten,
So daß ein wundersames Flammengarbenmeer
Die rot und grünen Ähren spritzte rings umher.
Da war des farb'gen Weizens viel im Weltall feil
Und jeder kam und nahm und holte sich sein Teil.“

So wird der ganze Olymp zu neuem Leben erweckt; daneben greift Spitteler als Kenner der Religionsgeschichte hinein in die Theologie und Mythologie der verschiedensten Völker. Und doch sind es nur die alten Namen, während er ganz neue Dinge mit ihnen verbindet.

Aber Spittelers Vorliebe für die mythologische Dichtform hat außer der Malerfreude an der personifizierenden Gestaltung der Phantasie noch zwei andere Gründe: Er ist nicht nur Dichter, sondern auch Denker, und er hat außerdem stark entwickeltes religiöses Gefühl. Verlassen wir also das Naturleben und achten auf die Schilderungen des Seelenlebens, denn Spitteler ist als Denker zunächst Psychologe. Die einzelnen menschlichen Triebe und Seelenkräfte hat er wiederum meist personifiziert. Um Beispiele dafür zu geben, muß ich größere Abschnitte in ihrem Inhalt skizzieren, wobei freilich die Schönheit der Dichtung zum guten Teil verloren geht. Die Seele, das ist die ganze persönliche Eigenart in ihrer idealen Bestimmung, tritt als eine Art Göttin dem Prometheus entgegen und gibt ihm Auftrag und Versprechen, sie ist die Braut, die er erringen will und muß. Löwe und Hündchen, als Darstellung des Mutes und des Gemütes, sind seine ständigen Begleiter, bis sie in der Zeit des Elends und der Erniedrigung erkranken und sterben. Denn Prometheus hat die ihm angebotene königliche Würde verschmäht, um sich und seiner Seele treu bleiben zu können. Während nun sein Bruder Epimetheus im königlichen Palaste sich seines erkauften, vergänglichen Glückes freut, muß Prometheus in die Verbannung wandern. Vergeblich sucht er seines Gemütes und Gefühles Herr zu werden, er will das Unglück nicht empfinden. Das stellt Spitteler so dar, daß das Hündchen trotz des Verbotes seinem Herrn folgt, und als sie unterwegs an der Königsburg vorüberziehen, blickt das Hündchen immerdar empor und lauscht, Prometheus stellt es zur Rede, da „eilte es voran in strammer, tugendhafter Haltung“, doch dann schlich es heimlich fort und eilte unvermerkt auf krummen Wegen durch den Garten zu dem Schloß, und durch das Fenster sah es den Glanz des königlichen Hofes und beobachtete das eheliche Glück des Königs; und die Folge ist tiefste Trauer des Hündchens, denn es hat erfahren, „wie da schmecket fremdes Glück im eigenen Herzen“. Und nun, da Prometheus von der langen Wanderung ermüdet ist, „da regte sich's in ihm und tat sich auf und leise stiegen die Gedanken aus den Höhlen ihrer Gräber, witterten und lauschten“, und „wie wenn ein Wanderer schleicht im heißen Wald zur Mittagszeit und ihn umschwärmt des Sommers winz'ge Brut mit Singen und mit Summen . . . und reizt und ärgert ihn und immerwährend wächst die Zahl der ungeliebten Gäste, so schwirrten die Gedanken um Prometheus Angesicht . . . und keine Ruh gedieh ob ihrem garstigen Gesange“. Und nun machen sie ihm von verschiedenen Gesichtspunkten aus klar, daß er die Krone hätte nehmen sollen; schließlich rafft Prometheus sich auf und weist die Plagegeister barsch zur Ruhe: „Siehe, recht hab' ich getan und also tät ich wieder heut' und morgen und zu einer jeden Stunde.“ Und über seinem Zorne stoben alle auseinander jähen Schrecks und suchten schleunig ein Versteck, verkrochen sich; doch siehe „in kurzem wagten sie den Kopf hervor und wieder über kurzem kamen sie herbei und endlich taten sie als wie vordem . . . und neckten ihn, von weitem erst und bald in nächster Nähe“.

Als ein weiteres Beispiel psychologischer Schilderungen diene, was er in immer neuen Wendungen von der Macht der Erinnerung zu sagen weiß. Zunächst von ihrer niederdrückenden, quälenden Macht: Die Göttergeneration des

*) C. Spitteler, ein künstlerisches Erlebnis von F. Weingartner (Gg. Müller, München, Abdruck aus den Süddeutschen Monatsheften) enthält eine begeisterte Würdigung, mancherlei Erklärungen und viele Proben der Spittelerschen Kunst, so daß es jedem zu empfehlen ist, der aus obigem Aufsatze etwas Interesse an den Dichter gewinnt, ohne den Mut zu haben, sich seine Werke anzuschaffen.

Zeus hat bisher in der düstern Nebelwelt des Erebos gelebt; nun, da Kronos vom Olymp gestürzt wird, dürfen Zeus und die Seinen dorthin wandern. Hades begleitet sie bis an die Grenze der Oberwelt; unterwegs auf der Fahrt über das stygische Meer mahnt er sie:

„Ernstlich seid gewarnt,
Vor einem schlimmen Fallstrick, der uns hier umgarnt!
Im tiefen Widerwasser, unter jenem Fels
Schlummert ein Ungetüm, der fürchterliche Wels,
Des Name heißt „Gewesen“. Wenn der Wels erwacht,
Begräbt er Floß und Mannschaft in die Wogennacht.
Mit Wiegenliedern müßt ihr seinem Schlummer schmeicheln
Und lautem Gähnen, und dem Wels die Barten streicheln,
Die er als Fühler tastend aus dem Wasser streckt.
Doch weh uns allen, wenn ihn euer Schweigen weckt!“

Daß das Schweigen wecken kann, klingt freilich wunderlich, aber kann man ergreifender davon reden, daß traurige und quälende Erinnerungen von der lauten Stimme der Gegenwart übertönt werden wollen?

Und nun von der beseligenden Kraft der Erinnerung! Auf der Wanderung aus der Unterwelt kommen die Götter zu einer Brücke, Hades warnt sie, auf die Mittelplanke zu treten:

„Die da entstammt dem Holz des Baumes Herzeschwer.
Wer sie betritt, der wendet sich zur Wiederkehr.
Denn aus dem Splint des Baumes tränt ein duftig Harz,
Das malt die Heimat goldig und die Fremde schwarz.“
Die Wandrer aber dachten: „Ei, was soll uns dräuen!
Wem könnt aus dieser Kerkerburg der Abschied reuen?“
Doch kaum beschritten sie der Brücke Mittelplanke,
Beschlich sie, rückwärts umzuschauen, der Gedanke.
Und siehe da, die Schanzenstadt erschien von Gold,
Die Festungsmauer rosig und der Kerker hold.

Von ähnlichem Gesichtspunkte aus schildert Spitteler das Glück der Verstorbenen im Tal Elysion. Unzählige Beispiele ließen sich geben, wie er Seelenvorgänge eben nicht nur erzählend wiedergibt, sondern indem er sie sozusagen psychologisch zergliedert, zwingt er uns zum Nachdenken über unser Seelenleben; aber seine psychologischen Lehrstunden bieten nie langweilige Wissenschaft, sondern sie sind Phantasie und Gemüt bewegende Kunst.

Vom Büchertisch.

Zum Babel-Bibel-Streit. Babel und Bibel. Dritter (Schluß-) Vortrag von Friedrich Delitzsch. Mit 21 Abbildungen. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1905. 69 S. Preis 2 Mk.

Ein neuer Vortrag von Friedrich Delitzsch ist erschienen, ohne erfüllt zu haben, was man erhoffte. Die großen Erwartungen, die man von Babel her für das Alte Testament hegte, sind nur in sehr bescheidenem Maße gerechtfertigt worden. Im großen und ganzen ist nur durch neu gefundene oder entzifferte Urkunden das längst Bekannte bestätigt worden. So ist auch der schnell und heftig entbrannte Babel-Bibelstreit verstummt, ohne zu Ende geführt zu sein und hat wohl bei allen den Eindruck hinterlassen: Tant de bruit pour une omelette. Wir sind in der Hauptsache nicht weiter gekommen. Die Stellung, die Delitzsch in seinem zweiten Vortrage gegen die Offenbarung eingenommen hatte, wurde dem Ganzen verhängnisvoll. Statt der rein historischen Tatsachen traten nur die religiösen Fragen in den Vordergrund, durch deren Behandlung der frische, lebendige Bach der jungen Wissenschaft in einen breiten, trägen Strom einmündete.

Auch der Schlußvortrag des Berliner Professors wird die Ermüdung der Geister nicht verscheuchen, dazu ist sein Material viel zu wenig durchschlagend. Der Aufbau ist derselbe wie in den anderen Vorträgen. Auch hier will Delitzsch zeigen, „in wie vielen mannigfaltigen Fragen geographischer, geschichtlicher, chronologischer, sprachlicher und archäologischer Art sich Babel als Interpret und Illustrator der Bibel, speziell des Alten Testaments, bewährt“. Wir erhalten zunächst eine Korrektur der Völkertafel 1. Mos. 10, eine Kulturschilderung des sumerischen Volkes, eine nicht unbekannte Auslegung der geheimnisvollen Worte: Mene mene tekel upharsin, weiter einen neuen Nachweis, daß der biblische König Saul identisch ist mit Tiglatpileser. Höchst dankenswert ist eine Darstellung der religiös-ethischen Gedankenwelt der Babylonier; wir hören, welche Bedeutung Gottesfurcht und Gebet bei ihnen gehabt haben, daß die Gottheiten von ihnen auch als sittliche Mächte gedacht sind. Nicht klar genug hat aber Delitzsch seine Ansicht über den Monotheismus der Babylonier entwickelt. Auch ist es noch nicht erwiesen, wie Delitzsch meint, daß, wie die Israeliten „den Einen Gott unter dem Namen Jahve“, so die Moabiter unter dem Namen „Kammosch“ verehrten. Auf der Inschrift des Königs Mesa von Moab wird auch eine Gottheit Aschtar genannt, über deren Bedeutung und Verhältnis zu Kammosch wir zur Zeit noch nicht genügend unterrichtet sind. Sehr erwägenswert ist die Erklärung des Namens des Gottes Asur als der „heilige Heilbringende“, sowie der Nachweis, daß wir Psalm 2, 7 in der Wendung „Du bist mein Sohn“ eine Adoptionsformel vor uns haben, wie sie im Babylonischen üblich ist. Ob aber die Erklärung des Ausdrucks „Menschensohn“ bei Ezechiel und Jesus durch Auffindung der gleichen Wortgruppe in den Keilinschriften gefördert ist, ist fraglich. Hier schließt diese Bezeichnung „stets eine gewisse Ehrung ein“, dieser Nebensinn ist aber im Munde Gottes an Ezechiel wie in der Selbstbezeichnung Jesu undenkbar. Was aber schließlich die Erklärung des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter betrifft, so ist hier wieder der Assyriologe mit dem Theologen durchgegangen. Delitzsch schreibt mit etwas komisch wirkender Emphase: „Warum Jesus gerade den Samariter zum Vorbild allgemeiner, alle Menschen und Völker unterschiedslos umfassender Nächstenliebe erhoben hat, kann erst jetzt völlig gewürdigt werden.“ Die Samariter nämlich sind ein Mischvolk aus Israeliten und Babyloniern, besonders aus der Stadt Kutha, so daß jene von den Juden direkt als Kuthäer, d. i. Babylonier, bezeichnet werden. In Babylon aber hatte infolge der höchst gemischten Bevölkerung der Partikularismus keinen Raum, hier wurde unbegrenzte Nächstenliebe geübt, so soll es auch bei den Samaritern der Fall gewesen sein. Aber Jesus hat doch gewiß nicht aus derartigen Rücksichten gerade einen Samariter gewählt, sondern weil er den „frommen“ Juden einen elenden Ketzer gegenüberstellen wollte, stellte er einen Angehörigen jenes verachteten Volkes als hellstrahlendes Beispiel barmherziger Nächstenliebe hin.

Überblicken wir nun zum Schluß noch einmal das Ergebnis des ganzen Babel-Bibelstreites, so ist es äußerlich betrachtet klein, ähnlich wie das des Apostolikumstreites; richten wir aber den Blick in die stillen Werkstätten des Geistes, so wächst es ins Ungeheure. Wie die von Harnack hervorgerufene Bewegung um das apostolische Glaubensbekenntnis, so war auch der Kampf um Babel und Bibel verfrüht. Es kamen notwendigerweise Fragen auf die Tagesordnung, die noch nicht spruchreif waren. Auch war die Assyriologie zu sehr aristokratischer Natur, zu sehr Geheimwissenschaft, so daß die meisten Theologen, die das Wort ergriffen haben, das Wort gar nicht beherrschten. Infolge dessen sind von ihnen Fehler gemacht worden, über die einst die Nachwelt lachen wird, besonders von dem „gewaltigen Rufer“ im Streit, Professor Eduard König in Bonn, den Delitzsch „vollkommenster Unwissenheit auf dem Gesamtgebiete babylonischer Forschung“ geziehen hat. Ja, es ist soweit gekommen, daß ein Laie, Herr Houston Stewart Chamberlain, sich für kompetent hielt, über Delitzsch zu Gericht zu sitzen. Ein weiterer Fehler war es, daß man sich zu sehr mit Einzelfragen beschäftigte, daß man einzelne Punkte herausgriff und hier wohl eine Beeinflussung der Bibel durch Babel anerkannt hat, ohne das Ganze genügend zu berücksichtigen. Ein Gelehrter hat es unternommen, diese Engkreisigkeit zu verlassen, den engen Rahmen der Erörterungen zu durchbrechen und die Frage auf die breiteste Grundlage zu stellen, wie es Pflicht der Wissenschaft ist, immer die letzten Gründe aufzudecken, das ist Dr. Hugo Winckler. Mag er sicherlich in vielen Punkten über das Ziel hinausgegangen sein, mag sich mancher beatus possidens durch die Resultate der Forschungen Wincklers komisch berührt fühlen, das Verdienst gebührt ihm, auf die tiefste und letzte Ursache des Zusammenhanges zwischen Bibel und Babel zurückgegangen zu sein, die er in einer einheitlichen Weltanschauung findet. Winckler bekämpft seinen Gegner nicht in einzelnen Plänkeleien und Schlachten, sondern er sucht mit einem Schlage seine ganze Position unhaltbar zu machen, indem er ihm unerbittlich den alten Boden der Überlieferung entzieht. Er vernichtet das Israel der Dogmatik und sucht, wenn auch nicht mit immer ausreichenden Mitteln, die Geschichte des auserwählten Volkes dem großen Gebilde der altorientalischen Weltgeschichte einzuverleiben. Was Delitzsch in seinem ersten Vortrage gesagt hat, „Kanaan sei eine Domäne der babylonischen Kultur“, hat Winckler bewiesen. In ihm hat „der Panbabylonismus seine Riesenfaust aufs Alte Testament gelegt“, wie er in seiner Broschüre „Abraham als Babylonier, Joseph als Ägypter“ und vor allem in der von ihm mit bearbeiteten neuen Ausgabe von Schraders Keilinschriften und das Alte Testament gezeigt hat. Gegen ihn wird sich der Kampf in Zukunft zu richten haben, wenn man zur Zeit auch noch mit einem geringschätzigen Lächeln darüber hinweggehen zu können glaubt. Interesse aber für diesen Kampf wachgerufen zu haben, ist Delitzsch' Verdienst. Er hat eine Geisterbewegung ins Leben gerufen, die sich nicht mehr bannen läßt; die schon dahin geführt hat, daß uns eine alte Kulturwelt, an die niemand dachte, erschlossen ist, im Licht der Geschichte erstrahlt, ja in einem helleren als Abschnitte des Mittelalters. Neue Wege zum Verständnis des Alten Testaments sind gewiesen, Schule wie Kirche verlangen danach, mögen sich ihre offiziellen Behörden auch noch dagegen sträuben, das Volk wird sie begehren und die Leiter werden, wenn sie nicht willig nachgeben, hinterher hinken müssen. Einstweilen ist man des Kampfes um Babel und Bibel müde, man ist übersättigt, aber der Boden ist gut vorbereitet, auf dem die religionsgeschichtlichen Volksbücher eine willige, freudige Aufnahme gefunden haben.

T.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 23.

Bremen Berlin.

3. Juni 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Programm der 16. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses am 13. und 14. Juni 1905 zu Hannover. — Die landeskirchliche Versammlung. — Der Deutsche Protestantenverein. — Bremisches. — Nachrichten. — Anzeigen.

An unsere Leser.

Wegen plötzlicher Erkrankung eines unserer Redakteure, von welcher wir erst unmittelbar vor der Drucklegung Kenntnis erhielten, waren wir leider nicht imstande, die übliche Beilage zur Nr. 22 des „Protestantenblatt" zu liefern. Wir bitten unsere Leser, das in Rücksicht auf den Zwang der Verhältnisse entschuldigen zu wollen.

Die Redaktion.

Programm der 16. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses am 13. und 14. Juni 1905 zu Hannover.

Dienstag, den 13. Juni, nachmittags 5 Uhr: Eröffnungsrede des Vorsitzenden D. Harnack. Begrüßung. 1. Vortrag: Die sozialen Kräfte in Christentum und Buddhismus. Referent: Pfarrer Lic. Hackmann, London. Diskussion. — Abends 8½ Uhr: Volksabend. Verschiedene Redner.

Mittwoch, den 14. Juni, vormittags 9 Uhr: Jahresbericht des Generalsekretärs. 2. Vortrag: Die Bedeutung der Arbeiterorganisationen für Wirtschaft und Kultur. Referent: Professor Dr. Sieveking, Marburg. Diskussion. — 12½ bis 1 Uhr: Pause. — Nachmittags 1 Uhr: 3. Vortrag: Kirchliche Einrichtungen, die antisozial wirken. Referent: Professor D. Baumgarten, Kiel. Diskussion. — 6 Uhr: Ausschußsitzung.

Die Verhandlungen finden in den Räumen des Arbeitervereins, Am Marstall 3, statt.

Bestellungen auf Wohnung sind zu richten an Herrn Lehrer Müller, Hannover, Eichstr. 8, III. Der Vorsitzende des Ortsausschusses, Herr Oberlehrer Erich Meyer, Hannover, Bödekerstr. 61, ist zu jeder Auskunft bereit, ebenso der Generalsekretär Lic. Schneemelcher, Rummelsburg b. Berlin.

Am 13 .Juni wird von 10 Uhr morgens an neben dem Ernst August-Denkmal vor dem Bahnhofe ein Führer mit einem Plakate aufgestellt, welcher die ankommenden Besucher des Evangelisch-sozialen Kongresses nach dem Empfangsbureau weisen wird.

Das Empfangsbureau ist am 13. Juni von 10 bis 2 Uhr im Hotel Luisenhof (Luisenstraße 3), von 2½ Uhr an im Festlokal (Am Marstall).

Die landeskirchliche Versammlung.

2. Die Wirkung auf die Massen.

Die Masse zu bewegen, war der Zweck der sieben Ansprachen, die im Palasttheater vor etwa 5000 Menschen gehalten wurden. Pastor Israel scheute sich nicht, den vulgären Vorwurf ungebildeter Laien gegen liberale Geistliche aufzunehmen und zu vertreten, daß diese unwahrhaftig seien, weil sie einmal auf die Bekenntnisse verpflichtet seien und auch im Gottesdienst das Apostolikum gebrauchen. Israel freilich müßte wissen, daß er selbst bei Verlesung des Apostolikums Umdeutungen vornimmt nnd vornehmen muß, er weiß auch, daß liberale Geistliche, darunter D. Fischer, seinerzeit bei Einführung der Agende öffentlich und in einer Eingabe an den Oberkirchenrat erklärt haben, daß nicht der Buchstabe, sondern allein der religiöse Gehalt des Apostolikums in der evangelischen Kirche in Ordinationsformular und Liturgie gemeint sein könne. Wie Israel es mit seinem Gewissen vereinigt, vor einer großen, urteilslosen Masse eine große Schar seiner Amtsbrüder der Unwahrhaftigkeit zu zeihen, müssen wir ihm überlassen. — Daß der orthodoxe Agitator Pastor Philipps nicht hinter Israel zurückstehen wollte, ist begreiflich. Ihm ist die Kirche einfach ein orthodoxer Klub, die Bekenntnisse (alle? d. Red.) sind die Statuten, die Kirchenleitung ist der Vorstand, wer den Statuten nicht pariert — fliegt hinaus! Was aus ihm wird, ist uns egal! Heilige Intoleranz!! — „Stürmischer Beifall"! Wie klar und glatt ist da alles! — Die räudigen Schafe aber aufzusuchen und der Kirchenbehörde bekannt zu geben, sie über sie zu benachrichtigen ist nach dem Grafen Hohenthal-Dölkau „kirchliche Liebesarbeit", eine Heiligsprechung des Denunzianten- und Spitzelwesens, die hoffentlich ebensowenig populär wird, wie die Ketzerriecherei des mittelalterlichen Katholizismus. — Herr Lic. Bohn, der alle Sittlichkeit von der Rechtgläubigkeit wollte abhängig machen, was angesichts der eben geschilderten Lieblosigkeit der Rechtgläubigkeit nicht gelingen konnte, hat in seiner Rede vor einer gemischten Versammlung, an der auch Frauen und Mädchen teilnahmen, nicht immer die Grenzen des Taktes innegehalten. Seine Deutlichkeit wirkte peinlich, das Referat über seine Ausführungen ist auch in orthodoxen Blättern sehr kurz, ebenso ist leider auch das Referat über die gut gelernte Rede des Arbeiters Dunkel. Die Rede enthielt vielerlei fremdes Eigentum, ob er als ein Vertreter seiner Standesgenossen gelten kann, ist mehr als zweifelhaft, unzweifelhaft wirksam an jenem Abend, aber bei nüchterner Erwägung unhaltbar war sein Wort, daß Hunderttausende von Arbeitern treu ihrem alten Glauben anhangen, wobei er unter altem Glauben eben die Orthodoxie verstand. — Alte, unfehlbar in jenen Kreisen jubelnd begrüßte antisemitische Töne schlug Pfarrer Burghardt-Steglitz an, unter Hinweis auf die „jüdisch-freisinnige" Stadtleitung Berlins und auf die Presse. Beseitigung des Kirchenpatronats des Berliner Magistrats, rücksichtslose Vergewaltigung der Minoritäten. — („Es ist nicht richtig, in falscher Gefühlsfreundlichkeit einem Liberalen die Stimme zu geben, nur damit der Liberalismus auch vertreten sei; hernach zertritt er die Kirche." Aus dem Bericht des „Reich".) — Das ist Programm. Stöcker wollte behaupten, daß in den sieben Reden des Abends die Sonne des Evangeliums geleuchtet habe, wie die irdische Sonne

in den sieben Regenbogenfarben. — Wenn anders das Evangelium dort ist, wo Demut, Erbarmen und Liebe, so haben wir's in jenen Reden nicht finden können; wir sehen in der Rücksichtslosigkeit, dem Haß und der Selbstgerechtigkeit jener Versammlungen und ihrer Sprecher vielmehr aufleuchten die düsterrote Fackel des Fanatismus.

3. Die sachliche Verhandlung.

Die sachliche Verhandlung, die übrigens schließlich den Maßstab geben muß für die Beurteilung der Höhenlage jenes Kreises — hat die Teilnehmer, das sei zu ihrer Ehre gesagt, — zum großen Teil selbst enttäuscht. Unsere Berichterstatter haben manches Urteil in diesem Sinne gehört und aus der Haltung der Versammlung diesen Eindruck gewonnen. Der „Alte Glaube", ein streng orthodoxes außerpreußisches Blatt, gibt folgendes Urteil:

„Man kann nicht gerade behaupten, daß die drei Referenten, wie es doch eigentlich zu wünschen gewesen wäre, Musterleistungen der Theologie geboten hätten. Bei Lütgert war die bekenntnismäßige Klarheit zu vermissen. Ecke verlor sich zu weit in geschichtliche Betrachtungen. Wolff schadete seinen Ausführungen durch breite Ausmalung und gehäufte Beispiele."

Professor Lütgert lehnte alle Formulierungen der modernen Theologie über die Bedeutung der Person Jesu — als Propheten — als Lehrer — als Heros ab, allein die Verehrung Jesu als Sohn Gottes, als Person der Gottheit mit schöpferischer Allmacht genügte ihm selbst und dem Christentum. Als Beweismaterial diente das Johannesevangelium, das natürlich denen nichts beweisen kann, die in ihm ein klassisches Zeugnis später geltenden Gemeindeglaubens sehen. — Professor Ecke forderte die Bewährung der Theologie im Trost an den Sterbebetten und führte den Beweis, daß die orthodoxe Theologie sich bewährt habe durch viele Beispiele, ohne doch den Beweis zn bringen oder bringen zu können, daß die liberale sich nicht bewähre, was eigentlich zu beweisen gewesen wäre, und doch angesichts des Lebens und Sterbens eines Parker, Heinrich Lang, Bitzius, Biedermann, Holsten, nicht hatte geschehen können. — Pastor Wolff, der Herausgeber der „Evangelischen Kirchenzeitung" unterschätzte denn doch seine Zuhörerschaft und vergriff sich bedenklich in der Höhenlage seines Referates, so daß der kindliche Nachweis, daß die grundstürzende Theologie der Gegenwart, womit nicht nur D. Fischer, sondern auch D. Harnack, D. Rade, Professor Wernle und Weinel gemeint waren, den Christen alles nähme, Apostolikum, Heilige Schrift, Gesangbuch, Sakramente, das Kreuz, Kanzel, Taufstein, usw. nicht nur auf uns komisch wirkte. — Die Debatte freilich stand nicht viel höher als diese letzteu Ausführungen. Das Auftreten des Landesdirektors Frhr. von Manteuffel, der die moderne Theologie „ein gefundenes Fressen" für die Halbbildung nannte, wirkte ungebildet und peinlich. Frhr. von Durant schwang sein altes Schwert gegen die Besetzung der theologischen Lehrstühle, Stöcker stellte neben die ungläubigen Pastoren und die ungläubigen Professoren, die ungläubigen Religionslehrer in höheren und niederen Schulen. Die oberste Kirchenbehörde wurde scharf angegriffen von Stöcker, von einem Superintendenten, dem Generalleutnant Graf von Roon und dem Pfarrer Stuhrmann.*) Oberstleutnant von Rohr geriet mit der Vertretung einer Kreuzzeitungspolitik ins Unglück, die Versammlung widersprach so heftig, daß er aufhören mußte, als er aufforderte, die „Los von Rom"-Bewegung zurück zu stellen angesichts des schlimmeren Feindes des Unglaubens. Der einzige Redner, der uns das Gefühl gewinnen ließ, in einer evangelischen Versammlung zu sein, war Lepsius. Schon seine Anordnung der Schlachtreihe im Kampf gegen die moderne Theologie ist erfreulich, wenn er nicht faul und feige zuerst die Behörde ins Treffen schickt, sondern die Theologie, alsdann die Gemeinde und hinter der Front mit direktiver Gewalt die Behörde denkt. Auch wenn er den Gegnern statt Haß und Rache und Zorn und Tod endlich Mitleid gönnt, so ist hier ein Ton angeschlagen, der endlich ein christliches Moment in die Debatte bringt. Und endlich hat er als einziger das Wesen der christlichen Kirche erfaßt und betont: Die Volkskirche ist kein Verein, kein Klub, aus dem man die Widerspenstigen hinauswirft, sondern sie ist wie eine Familie, aus der man auch die untreuen Glieder nicht hinausstößt.

Am Abend fanden Volksversammlungen statt, die besondere Gesichtspunkte nicht boten, außer dem eigentümlichen Moment, daß der Vertreter der Einigungsbestrebungen zwischen allen Parteien in den modern gewordenen Zentralisierungen, Pfarrer Lic. Weber, munter auf dieser Parteiversammlung seine laute Stimme erhob.

*) Diesem passierte folgendes unglückselige Bild im Eifer der Frömmigkeit (nach dem Bericht der „Kreuzzeitung"): Von betenden Händen geklopft, sollen die Vertreter des Oberkirchenrates die Hammerschläge an das Gewissen vernehmen.

Der Deutsche Protestantenverein

hielt eine gut besuchte Sitzung seines Ständigen Ausschusses in Braunschweig, deren Verhandlungen und Beschlüsse den Mitgliedern in der nächsten Nummer der „Mitteilungen" zusammen mit einem Bericht über die höchst interessanten Verhandlungen der 1. Sektion bekannt gegeben werden. An den Sektionssitzungen, die am ersten Tage im Anschluß an das gedankenreiche und erschöpfende Referat D. Graues eine $2^3/_4$stündige Debatte von großer Lebhaftigkeit boten, am zweiten Tage eine ausgezeichnet klare Darlegung der kirchlichen Lage und einen begeisternden Aufruf an den Protestantenverein, an seine Ideale zu glauben und für Kirche und Volk zu arbeiten, von D. Kirmß brachten, nahmen 60 bis 75 Personen teil. Das stenographierte Material der ersten Verhandlung wurde der Sektion als Material zum Bericht und erneuter Verhandlung für ihre nächste Sitzung überwiesen, das Referat der zweiten Verhandlung wird für den Druck bearbeitet demnächst erscheinen.

Der Besuch der Abendversammlung war durch unendlich strömenden Regen beeinträchtigt. Das Referat D. Webskys über Glaubensgerichte entrollte ein trauriges Bild reaktionärer Gewaltmaßregeln gegen Männer freien und frommen Fortschritts und gab doch die Gewißheit der Sache des Vereins: „Sie haben mich gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht!"

Das Recht auf Freiheit und die Pflicht zur Toleranz für die protestantischen Gemeindeglieder entwickelte Professor Fresenius-Wiesbaden auf Grund geschichtlicher Betrachtung unter lebhaftem Beifall. Eine Anfrage aus der Versammlung brachte eine lebhafte Debatte über das Recht liberaler Geistlicher im Dienst der Kirche zu bleiben in freier Stellung zu den Bekenntnissen in Gang, die die traurige Verwirrung zu Tage förderte, die orthodoxe Agitation in den Laiengemütern über das Wesen der Kirche, die Bedeutung der Bekenntnisse, die Verpflichtung der Pfarrer und die Stellung der Laien in der Kirche zu stande gebracht hat.

Das frohe Gefühl herzlichen Einverständnisses zwischen Nord und Süd, ernster Wille zu eifriger Arbeit, neue Freunde, denen der Augenschein gezeigt, daß Gespensterfurcht und Verleumdung ihnen das wahre Wesen des Protestantenvereins verzerrt gezeigt hatte, sind der Gewinn der Braunschweiger Tagung gewesen, der im Herbst eine weitere folgen wird in Breslau oder Berlin.

Bremisches.

Unsere Leser wissen bereits aus den Tageszeitungen, daß der Bremische Senat die von Herrn Pastor Mauritz seit dem Mai 1900 vollzogenen Taufen für ungültig erklärt hat, weil sie nicht rite vollzogen sind, d. h. nicht nach der Formel „auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes". Auf mannigfache Anfragen aus dem Leserkreise nach Näherem, nach unserem Urteile in der Sache, nach der Stimmung in Bremen 2c., können

wir heute nur sagen, daß es sich um etwa 600 Taufen handelt, und daß allerdings unserer Meinung nach eine Taufformel zum wenigstens keinen Zweifel darüber lassen soll, daß durch die Taufe das Kind dem Christentum geweiht wird. Jedes andere Urteil in dieser unangenehmen Sache müssen wir uns noch versagen. Es geht uns wie den meisten anderen Bremern: wir hoffen, daß uns noch die Möglichkeit gegeben wird, uns ein bestimmtes Urteil bilden zu können. Das geschähe am besten durch Veröffentlichung der Aktenstücke zum „Fall Mauritz", etwa der Eingabe der positiven Pastoren an den Senat, des Protokolls über die Vernehmung des Herrn Pastor Mauritz durch die Senatskommission für die kirchl. Angelegenheiten und des motivierten Senatsentscheides. Solch' völlig offene Behandlung der Angelegenheit würde guter Bremischer Gepflogenheit entsprechen und unserer Überzeugung nach dem Verdachte sehr rasch ein Ende machen, als ob es sich im „Falle Mauritz" um den ersten Schritt auf dem Wege zu Bremischen Ketzergerichten handele. Folgenden Brief richtet Herr Pastor Mauritz an die Eltern der betr. von ihm getauften Kinder:

„In einem an mich gerichteten Senatsschreiben vom 5. Mai dieses Jahres sind die von mir während des oben bezeichneten Zeitraumes vollzogenen Taufhandlungen als „ungültige Akte" bezeichnet, „die insbesondere in kirchlicher und kirchenrechtlicher Beziehung keine Bedeutung haben".

Ich hatte vom Mai 1900 an die trinitarische Taufformel: „Ich taufe dich auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" aus Gewissensbedenken, wie das erwähnte Senatsschreiben ausdrücklich bestätigt, aufgegeben und statt dieser eine zeitlang die Formel: „ich taufe dich im Aufblick zu Gott, dem All-Einen, in dem wir leben, weben und sind, welchen die christliche Kirche als Vater, Sohn und heil. Geist bekennt", bei meinen Taufhandlungen benutzt.

Dies ist der Grund, weshalb dieselben vom Senat als ungültig erklärt sind.

Aus ernsten Gründen, nämlich aus religiöser Wahrhaftigkeit wurde ich veranlaßt, an Stelle der mit meinem religiösen Leben und demjenigen meiner Freunde in der Gemeinde in Widerspruch stehenden Dreieinigkeits-Taufformel solche Formeln zu wählen, welche einerseits den Zusammenhang mit der biblischen Ausdrucksweise festhielten, ja im wesentlichen letzterer entnommen wurden, andererseits das dem religiösen Freisinn anstößige Bekenntnis zur Trinität, d. h. zu Gott — Vater, Gott — Sohn, Gott — heil. Geist vermieden.

Mit gutem Gewissen kann ich Ihnen, die Sie mir das Vertrauen schenkten, Ihr Kind, oder Ihre Kinder zu taufen, versichern, daß ich persönlich nicht den geringsten Zweifel hegte an der rechtlichen Gültigkeit der von mir im Sinne unserer christlich-protestantischen Frömmigkeit vollzogenen, nur durch die Formel abweichenden Tauffeier.

In meiner Vernehmung in dieser Angelegenheit am 8. Februar dieses Jahres wurde ich von der Senatskommission für die kirchlichen Angelegenheiten belehrt, daß nur der Wortlaut der einen Formel die Taufe rechtsgültig mache.

Infolgedessen sah ich mich genötigt, zur trinitarischen Tauformel zurückzukehren. Was nun die von mir vom Mai 1900 bis 3. Februar 1905 vollzogenen Taufhandlungen betrifft, so fühle ich mich verpflichtet, auf die Folgen der vom Senat ergangenen Ungültigkeits-Erklärung hinzuweisen; die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche z. B. ist von einer gültigen Taufe abhängig; ferner ist die Konfirmation nur auf Grund einer gültigen Taufe möglich.

Daher möchte ich Gelegenheit bieten, die den betreffenden Taufen abgesprochene Gültigkeit durch einen nachzuholenden Taufakt herzustellen und bitte Sie deshalb freundlich, Ihre von mir getauften Kinder — es handelt sich nur um die in der Zeit vom Mai 1900 bis 3. Februar 1905 getauften — zu einer der unten angegebenen Zeiten entweder in den Dom (Eingang Sandstraße 9, Wohnung des Kirchendieners Herrn Behrens) oder in das Haus Seefahrt zu schicken und den Begleitern die Taufscheine, sofern Sie in deren Besitz sind, mitzugeben."

Noch manches andere ist aus Bremen zu berichten, erfreuliches und unerfreuliches. Unsere Frauen wollen das kirchliche Stimmrecht haben. Eine diesbezügliche Petition an unsere Kirchenvertretung füllt sich augenblicklich mit Unterschriften. Daß wir derselben vollen Erfolg wünschen, ist selbstverständlich. Nur wäre bei unseren eigenartigen kirchlichen Verhältnissen die Agitation in den Einzelgemeinden der aussichtsvollere Weg gewesen. Die „Hastedter Gemeinde" besitzt das Frauenstimmrecht bereits.

Die „Evangel. Kirchenzeitung" ist entsetzt über einen Beschluß der hiesigen Rembertigemeinde, wonach es „solchen, die als Abstinenten oder aus anderen Gründen das Abendmahl nur unter einer Gestalt genießen wollen, überlassen bleibt, den Kelch weiter zu reichen". Pastor Dr. Weiß hat in den „Brener Nachrichten" und im „Bremer Courier", welche den Artikel aus dem „Bremer Kirchenblatt" abgedruckt hatten, vorläufig auf die Angriffe geantwortet und besonders auch ausgeführt, daß es ein himmelweiter Unterschied ist, ob der Kelch den Laien aus dogmatischen Gründen versagt wird, oder ob einzelnen gestattet wird, den Kelch nur symbolisch zu erfassen und weiter zu reichen, weil sie es selbst so wünschen. Pastor Dr. Weiß wird in der nächsten Nummer noch auf diesen Gegenstand ausführlicher eingehen.

Unter unseren Volksschullehrern endlich hat eine ziemlich heftige Bewegung um Abschaffung des Religionsunterrichts in der Volksschule eingesetzt. Eine Eingabe an den Senat ist in Vorbereitung. Wir gehen heute auf diese Sache nicht näher ein und bemerken nur, daß, soweit wir gehört haben, diese Bewegung unter den hiesigen Liberalen auf entschlossenen Widerstand stößt. Auch wir möchten die Schule vor dieser Selbstverstümmelung dringend warnen.

Nachrichten.

Universität. Dem Privatdozenten Lic. Dr. Steuernagel in Halle a. S. ist der Titel Professor verliehen worden. — Lic. Dr. Willi Staerk hat sich für alttestamentliche Exegese bei der theologischen Fakultät in Jena habilitiert.

Das Disziplinarverfahren gegen Geistliche beschäftigte den Hannoverschen Pfarrverein. Die Unmöglichkeit, daß der jetzige Zustand, bei dem dieselbe Behörde Ankläger, Staatsanwalt und Richter sei, bestehen bleibe, wurde anerkannt. Den Witwen und Waisen disziplinierter Geistlicher soll das Recht des Anspruchs an die Witwen- und Waisenkasse gemäß der geleisteten Einzahlungen bleiben. Die Kosten bei Freisprechung soll die Kirchenbehörde tragen, bei Lehrprozessen hat der Angeschuldigte das Recht, einen Theologen der Landesuniversität zum Gerichtshof hinzuzuwählen, und neben dem juristischen soll er ein Anrecht auf einen theologisch-sachverständigen Verteidiger haben. Die Anträge wurden alle angenommen.

Von dem Kolportagevertrieb sind durch Verfügung des Ministers des Innern folgende Schriften ausgeschlossen: Superintendent D. Meyer: Die evangelische Bewegung in Österreich. Die Broschüren: Everling: Los von Rom; Bauer: Schaitbergers Sendbrief; Buchner: Welche inneren Gefahren bringt der römische Missionsbetrieb unserer Evangelischen Mission?; Wermuth: Luther im deutschen Lied. — Wir wundern uns gar nicht — aber wir merken's uns!

Wie große Kinder wollen auch viele moderne Pastoren noch die Glieder der Gemeinde behandeln und nur allmählich mit pädagogischem Takt ihnen die Resultate moderner theologischer Wissenschaft oder Urteile über die Kirche mitteilen, um nur ja nichts zu zerstören ohne gleich den Umbau zu beginnen! Blasse Theorie! „Die zehn Gebote" des Sozialdemokraten Hoffmann, 80 Seiten stark zum Preis von 30 Pfg., sind in 80000 Exemplaren bereits verbreitet.

Schule. Der Deutsche Lehrerverein ist in seiner Mitgliederzahl seit 1893 von 60 797 auf 105 603 Mitglieder gestiegen. Die Zunahme, besonders in der Rheinprovinz, Posen und Westfalen ist bemerkenswert.

Der katholische Lehrerverband des Deutschen Reiches umfaßt nur etwas über 9000 Mitglieder hat aber dafür 4787 Ehrenmitglieder, natürlich zumeist katholische Geistliche, nach der „F. Z." sind von diesen 4058 in Bayern, denen eine ordentliche Mitgliederzahl von nur 300 gegenübersteht.

Einigungsbestrebungen und Zentralstellen. Der Hannoversche Pfarrverein faßte in seiner Sitzung vom 16. Mai folgenden Beschluß: „Gegenüber den in neuerer Zeit hervorgetretenen Einigungsbestrebungen auf dem Gebiete der evangelischen Kirche teilt der Hannoversche Pfarrverein ganz die im Vortrage und den Leitsätzen des Sup. Wöhrmann vertretenen Anschauungen, lehnt den Anschluß an die Soziale Geschäftsstelle und die Zentralstelle für das Evangelische Deutschland ab, und bittet auch den Verband der Deutschen Evangelischen Pfarrvereine, den Anschluß abzulehnen." Vgl. Beil. Nr. 21.

Die **Aktenstücke** zur Angelegenheit des Pfarrers D. Fischer werden auch von der „Kreuzzeitung" erwähnt wobei es heißt: „Das kurze Vorwort, das ihnen vorausgeschickt ist, ist natürlich in liberalem Sinne gehalten, wird aber positive Christen in ihrem Glauben nicht wankend machen können. **Deshalb** tragen wir kein Bedenken, auch unsere Leser auf das Büchlein aufmerksam zu machen." (Sperrungen von uns. Die Red.) — Wie alt sind denn eigentlich die Leser der Kreuzzeitung!

Berlin. Die Wahl D. Fischers zur Provinzialsynode durch die Kreissynode Friedrichswerder II ist von liberalen Blättern besonders notiert worden und vom „Reichsboten" als ein „Faustschlag ins Angesicht der Behörde" aufgefaßt worden. So fürchterlich ist die Sache wirklich nicht. D. Fischer ist das vorletzte Mal durch Akklamation, das letzte Mal durch Stimmzettel (1 Stimme Majorität) von seiner Kreissynode (Berlin I) in die Provinzialsynode entsandt worden. Da vorauszusehen war, daß die milderen Elemente der Rechten in der Kreissynode Berlin I es nicht unternehmen würden, wiederum die Majorität für D. Fischer herzustellen (linke und Mittelpartei sind dazu allein nicht im stande), man aber D. Fischer, da er

einer der Berliner kirchlich-liberalen Führer ist und die Angriffe der Orthodoxie gegen ihn am Urteil seiner liberalen Gesinnungsgenossen über ihn nichts haben ändern können, in der Provinzialsynode behalten wollte, ist es doch das einfachste Ding der Welt, daß, wie die Orthodoxen D. Stöcker nicht von seiner Synode Berlin-Cölln-Stadt, sondern von der sicher-positiven, Berlin III, wählen ließen, die Liberalen D. Fischer von der sicher-liberalen Synode Berlin-Friedrichswerder II wählen ließen, da seine Wahl in Berlin I unsicher ist. In gewissen Kreisen aber ist man schrecklich nervös und sieht bei ganz harmlosen Dingen allerlei Gemeinheit und Niederträchtigkeit, Verschwörung und Hinterlist und wird mit solcher Gespensterfurcht allmählich komisch.

Hannover. Bei den in letzter Woche vorgenommenen Wahlen zur Hannov. Landessynode wurde im Osnabrücker Wahlkreise als weltlicher Vertreter Prof. D. Bousset-Göttingen gewählt. B.'s Wahl war gemeint als ein Protest gegen die von der orthodoxen Mehrheit der früheren Synoden ständig wiederholten Angriffe auf die Lehrfreiheit der Theologieprofessoren und auf die den hannoverschen Orthodoxen besonders verhaßte Person Boussets im besonderen. Gewählt wurde auch P. Chappuzeau, Hainholz. Im übrigen scheint die Orthodoxie ihren Besitzstand leider ziemlich behauptet zu haben.

Sachsen-Meiningen. Die Landessynode stellte das Anfangsgehalt für die Geistlichen auf 2100, (bisher 1800) das Höchstgehalt auf 4500 Mk. fest. Ein ausführlicher Bericht ist uns versprochen.

Rheinland und Westfalen. Zwei liberale Pfarrer hatten bei der Konfirmationsfeier in Solingen das apostolische Glaubensbekenntnis, das nach der Agende verlesen werden soll, weggelassen. Das orthodoxe Presbyterium aber hat dafür gesorgt, daß ihm sein Recht wieder werde und fühlt sich vermutlich dadurch kirchlich und religiös ungeheuer „verdient", denn strammer Gleichtritt, wenn's nur „klappt" — das ist die Hauptsache — mögen Menschenseelen, oder die Religion darüber Schaden leiden. Hauptsache ist — Ordnung!

Dazu berichtet das „Ev. Gmbl. für Rhld. und Westf.": Solingen. Über die Verhandlungen des Presbyteriums unserer Gemeinde in der Sitzung vom 10. Mai 1905 ist in hiesigen Zeitungen am 12. Mai amtlicher Bericht erstattet worden. Da hierdurch eine das seelsorgerische Wirken zweier Pfarrer innerhalb der Gemeinde betreffende Angelegenheit der öffentlichen Beurteilung unterbreitet worden ist, sieht die „Freie Vereinigung für religionswissenschaftliche Bestrebungen" um des Gewissens wie auch um der beiden angegriffenen Pfarrer willen sich genötigt, zu der Art des Vorgehens des Presbyteriums offen Stellung zu nehmen.

1. Wir bedauern, daß ein evangelisches Presbyterium an dem Ersatz des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses durch das Glaubenslied Nr. 167 hat Anstoß nehmen können. Wir sind der festen Überzeugung, daß für evangelische Christen nicht der Wortlaut des Bekenntnisses, sondern der Geist der unterrichtenden christlichen Persönlichkeit die Hauptsache ist und bleibt. Daher verstehen und würdigen wir vollauf die Beweggründe der angegriffenen Pfarrer, die Kinder an Stelle des ihnen zum Teil unverständlichen und unerklärbaren Bekenntnisses ein ihrer Fassungskraft entsprechendes und an religiösem Gehalt gewiß nicht ärmeres Bekenntnis ablegen zu lassen.

2. Wir weisen die Vorwürfe gegen die beiden Pfarrer als mit evangelischer Toleranz unvereinbar zurück und haben die Überzeugung, daß die beiden Geistlichen nicht nur in persönlicher Wahrhaftigkeit lehren und wirken, sondern daß sie sich dabei auch in Übereinstimmung mit der Gesinnung und der Verkündigung Jesu befinden und haben das Vertrauen, daß sie ihre Glaubensüberzeugung auch fernerhin unerschrocken verkünden und vertreten werden.

3. Endlich protestieren wir als Glieder der Kirche der Reformation dagegen, daß der Geist, welcher auf der Berliner Parteiversammlung vom 2. und 3. Mai ds. Js. in Reden und Beschlüssen sich kund gab, auch in unserer Gemeinde als der einzig christliche sich darstelle und auswirke.

Württemberg. Das Konsistorium in Stuttgart hat in Sachen der Feuerbestattung verfügt, daß vor der Verbrennung der Leiche im Krematorium Trauergottesdienst mit Rede, Gebet und liturgischem Akt gestattet sein soll. Das kirchliche Geläut ist erlaubt. Eine Mitwirkung bei Bestattung der Aschenreste im Grab oder Kolumbarium ist verboten. — Warum?

Ostpreußen. In Ostpreußen hat sich nach der „Chr." vom 11. Mai ein wissenschaftlicher Predigerverein gebildet, der am 6. März d. J. mit etwa 30 Teilnehmern seine erste Versammlung gehalten hat. Boussets Leben Jesu fand Zustimmung und Ablehnung.

Der **deutsche Kaiser** hat vom lateinischen Patriarchen in Jerusalem oder — da der Papst die Verleihung genehmigen muß — vom Papste das Großkreuz des Ordens vom heiligen Grabe verliehen erhalten. Der Fürsterzbischof Kopp von Breslau hat in Metz unter Hinweis auf die Schenkung, die der Kaiser den Katholiken in Jerusalem gemacht hat, den Orden überreicht und dabei sind Worte gewechselt worden, die die Ultramontanen, seit den Behrmannschen Aeußerungen ein wenig gedrückt, mit Jubel erfüllen, der ihre Bescheidenheit Fürsten gegenüber ehrt und ihre Begehrlichkeit aufs neue in Bewegung setzt. Uns ist der Vorgang nicht bedeutsam genug angesichts der im Volke wachsenden Erkenntnis von der Gefahr, die von Rom droht, um in „Angst" oder „Aufregung" zu geraten oder „Kopfschmerzen" uns zu machen. Der „Rchsb." Nr. 116 beschreibt den Orden so: Die Ordensdekoration besteht aus einem rot emaillierten sogenannten „Krückenkreuze", in dessen vier Ecken sich vier kleinere Kreuze gleicher Art befinden, und wird, wie der Johanniter- und Malteser-Orden, an einem schwarzen Seidenbande getragen. Hierzu legen die Großkreuze, zu denen jetzt auch Kaiser Wilhelm II., unseres Wissens als der erste Protestant, sich gesellt, auf der linken Brust einen achtspitzigen Silberstern an, auf dem das rote Kreuz von einem Palmenzweige umgeben erscheint. — Verschiedene Parlamentarier besitzen die eine oder andere Klasse des Ordens.

Katholische Verbindungen, mit deren Existenzrecht sich die deutsche Studentenschaft auseinandersetzt, gibt es in 12 Verbänden 145; farbentragende sind 48 mit 2021 Studenten und 3520 Philistern, nichtfarbentragende 45 mit 1702 Studenten und 500 Philistern, katholisch-wissenschaftliche Vereine 12 mit 339 Studenten und 985 Philistern. Sämtliche katholischen Verbindungen umfassen 5911 Studenten und 13 575 Philister, also fast 20 000 Mitglieder — d. h. Akademiker, die, ultramontan geschult, dem Ultramontanismus zu Gebote stehen.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,
112 BRAUSE & Co ISERLOHN
berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

In J. F. LEHMANNS VERLAG in München
ist soeben erschienen:
„Die Zeit des Schweigens ist vorbei
Die Zeit des Redens ist gekommen"
Die Entstehung des Christentums
von Professor D. O. Pfleiderer.
256 Seiten gr. 8°. Preis geh. 4 Mk., geb. 5 Mk., in Leder geb. 6 Mk.
Dieses Werk bildet den Eckstein der sich vorbereitenden neuen Reformation der Kirche und ist deshalb für die Suchenden unserer Zeit unentbehrlich.

Das Wesen der Religion
Von Prof. D. W. Bousset, Göttingen.
Preis 4 Mark. — Geschenkband 5 Mark.
Wir sind in der Lage, einige Expl. mit kleinen Fehlern zum Preise von 2,20 u. 3,30 Mk. postfrei abgeben zu können, so lange der Vorrat reicht.
Bestellungen baldigst erbeten an die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturienten-Examen, rasch, sicher, billigst. Dresden No. 8. Moesta, Rektor a. D.

Martin Bücking: Rektor Siebrand
Eine Erzählung aus der Elbmündung.
Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—
Von orthodoxer Seite („Alter Glaube", „Hannov. Pastor.-Koresp.", „Ev.-luth. Wochenbl." u. a. m.) wird dies Buch in spaltenlangen Artikeln maßlos angefeindet. Man lese das Buch selber!
— Erste Auflage in drei Wochen vergriffen. —
Bremen. Niedersachsen-Verlag von Carl Schünemann.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.